

Blick auf unser Weingut „Sonnenstuhl“

Verlangt
unser
Liste



Verteiler
besucht

Sankt-Keppling & Co. Kitzingen

(1. Pränkische Trauben- und Apfelsaft-Kellerei)
Besucht unser schönes Frankenthal und dabei unsere Kellereien.
Jederzeit seid Ihr uns ein willkommener Gast. / Keine Kauverpflichtung

Frei!

„ZUM HABSBURGER“

Vornehmes Familien-Lokal

Berlin W 30, Ratscherstr. 1, Ecke Neue Winterfeldstr.

Diners 12-16 Uhr Soupers 19-24 Uhr

Vereins- und Gesellschaftsräume

Kurfürst 5165

Br. Wagner.

**HAMBURGER
QUALITÄTS-
ZIGAREN**

VERSAND

ERFOLGT SPESERFREI!

Silberne
u. bronze-
Medaillen



Hamburg
1876
1878

Br. P. WALLAT

HAMBURG 28.

LANDWEHR 81 - ELBE 9808



**ZEITSCHRIFT DES
FREIMAUERBUNDES
ZUR
AUFGEHENDEN
SONNE**

**DAS NEUE
FREIMAUERERTUM**

HEFT 6 · 23. JAHRGANG DER SONNENSTRAHLEN · 1920
VERANTWÖRTLICHE SCHRIFTFÜHRUNG: DR. M. SEBER, DRESDEN A. KRUSESTR. 13

Das neue Freimaurettum

Zeitschrift des »Freimaurerbandes Zur Aufgebenden Sonne« erscheint jährlich 12 mal und kann bezogen werden von Freimaurern aller Lehrenten. Preis für den Jahrgang 6 Reichsmark inkl. Versandkosten. Einzelheft 50 Pfennig. Bestellungen erheben an die Schriftenerendstelle des F. Z. A. S.: Karl Broschmidt, Hamburg 3, Wachtelstraße 66 II / Postfachkonto: Hamburg 67359

2. Jahrgang Hamburg 1929 Nummer 6

Verantwortl. Schriftleitung: Dr. Max Seber, Dresden-A., Krusenstraße 13. — Nachdruck nur mit genauer Quellenangabe gestattet. — Der „F. Z. A. S.“ ist nur für seine amtlichen Mitteilungen verantwortlich. — Verlegt: Schlichter-Veranstaltung des F. Z. A. S., Karl Broschmidt, Hamburg 33, Wachtelstraße 66 II. — Für den Anzeigenteil: Derselbe. — Druck von Friedr. Pries Buchdruckerei, Harburg Wilhelmshagen 1.

Inhalt: Geheimbünde bei den Naturvölkern. — Zur Abänderung des Ehescheidungsrechtes. — Im Westen nichts Neues. — Dacques Menschleistypen und der magische Mensch. — Freimaurerische Rundschau. — Kultur- und Zeitfragen. — Bücherschau. — Zeitschriftenschau.

Geheimbünde bei den Naturvölkern.

Von Br. Prof. Dr. H. Jensen-Kiel.

Jeder Mensch, der inmitten einer Kulturwelt steht, gehört ohne Ausnahme verschiedenen Arten gesellschaftlicher Gruppen an: er ist Mitglied einer Familie, einer Ortsgemeinde, er gehört irgend einer kirchlichen Organisation an, ist Mitglied irgend eines oder mehrerer Vereine, und in weitestem Sinne gehört er zu einem Volke, einer Rasse. Alle diese Verbände können den Menschen in ganz verschiedener Weise in Anspruch nehmen, sie können mehr oder weniger intensiv sowohl sein Innenleben, seinen Interessenkreis, seine Anschauungen bestimmend beeinflussen, wie auf seinen Lebensstil, ja seine rein äußere Lebensführung einwirken. Sie alle lassen sich aber zu zwei Hauptgruppen zusammenfassen, je nachdem ein Mensch ohne eigene Wahl, schon durch seine Geburt, ihnen angehört oder ob er sich ihnen freiwillig anschließt und einfügt. Die ersten Arten der Gesellschaftsverbände, die auf der Bluterwandtschaft beruhen — also Familie, Sippe, Volk, Rasse — können wir als natürliche, die andern als künstliche bezeichnen.

Interessant ist nun zu beobachten, daß das Weib für die weite Art der Verbände, deren Grundlage im eigentlichen Sinne der Gesellschaftstrieb ist, viel weniger Neigung und Verständnis hat als der Mann. Die weit überwiegende Zahl aller rein gesellschaftlichen Verbände wird fast ausschließlich von Männern gebildet; die verhältnismäßig wenigen von Frauen gegründeten Vereine und Verbände haben sich ganz nach dem Vorbilde der Männerverbände gestaltet. Andererseits kann ja nicht verkannt werden, daß die Kräfte der Frau vielmehr als die des Mannes sich in denjenigen Zusammenschlüssen zu entfalten pflegen, die auf

Hamburg-Harburger Logenkreis.



Loge „Hansa“, arbeitet jetzt Donnerstags um 20 Uhr, Gr. Flottbeck, Ullmenstr. 15
Loge „Menschentum“, arbeitet Dienstags um 20 Uhr, Hamburg 23, Ellbecker Bürgeralle, Wandsbeker Chaussee 68-74
Loge „Lesung“, arbeitet jeden 2. und 4. Freitag im Monat um 20 Uhr im Hotel „Zu den drei Rügen“, Hamburg 1, Klosterstr. 7
Loge „Zum rechten Winkel“, arbeitet Montags um 19,30 Uhr, Hamburg 1, Hotel „Zu den drei Rügen“, Klosterstr. 7
Loge „Wahrheit und Recht“, arbeitet Freitags um 20 Uhr in Grö-Flottbeck, „Hansa-Haus“, Ullmenstr. 15
Loge „Zur Erkenntnis“, arbeitet Donnerstags um 20 Uhr in Harburg, Logenheim, Schippsee 25

Loge zur Arbeit

Stünnberg

Logenabend Mittwoch, 8 Uhr.
Eigentum: Straße 9
Quers. Str. (gegenüber) willkommen.
Profane Zutritt:
Garten- & Gärtenburg, Stünnberg
Gartenstraße 10.

„In Treue fest“

Or. Berlin II, Dienstag abends 8 Uhr, Berlin, Georgenstraße 46a.
Auswärtige Br. herzlich willkommen.
Profiladresse: Dr. Josef Loewe, Berlin, Friedrichstraße 42.
Fernsprechanschl.: A VII Dönhoff 2323, oder Ernst Borchardt, Berlin, Köpenickerstraße 109, Fernsprechanschl.: FVII Jannowitz 1320 u. 1985

HOLZ-WAREN

(Massenartikel)

SPIEL-WAREN

(Spezialartikel)

Gebrüder Fischer & Pöcherhan

Holz- und Spielwaren-Fabrik — Export
Gegründet 1848-1889

Zu den Messen in Leipzig:
Messehaus Union, II, 207.

Hermann Hammerschlag

Das Spezialhaus für

Damenhüte

HAMBURG

Neuerwall 54-60, Ecke Bleichenstr.

der Basis der Geschlechts- und Elternliebe beruhen, (Ehe, Familie, Sippe). Schurtz (Alterklassen und Männerbünde. 1902) sagt darüber: „In Wahrheit ist die Frau immer Vertreterin des Geschlechtslebens und der auf ihm beruhenden Verbände, während der Mann dem rein geselligen Dasein, das Gleiches mit Gleichem zu erhöhter Kraftentfaltung und gesteigertem Lebensbewußtsein vereinigt, aus seinem innersten Wesen heraus huldigt und die Liebe zum Weibe als Episode betrachtet. Hier liegt ein tiefer, kaum überbrückbarer Gegensatz zwischen Mann und Weib, der sich in tragischen Konflikten äußern kann, aber auch das Treiben des Alltags durchzieht und in Deutschland vorwiegend in dem ewigen Zwiespalt zwischen Stammtisch und Familienleben auftritt, um im Kampf um den Hausschlüssel den Gipfel kleinlicher Komik zu erreichen.“

So erklärt es sich denn auch, daß die gesellschaftlichen Verbände, wie sie bei den Naturvölkern in Erscheinung treten, so gut wie ausschließlich von Männern gegründet sind und getragen werden; denn hier ist jener ange deutete Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern, den die gesteigerte Kultur mehr und mehr verwischt und eine übersteigerte Kultur überhaupt kaum mehr anerkennen will, noch in seiner ursprünglichen Schärfe vorhanden, und all die Klubs, Orden und Geheimbünde, so zahlreich bei den Naturvölkern, sind typische Männerverbände, zu denen die Frau keinen Zutritt hat.

Eine Art Mittelstufe zwischen natürlichen und bewußt geschaffenen künstlichen Verbänden nimmt die *Ein teil un g n a c h A l t e r s* l a s s e n ein, die bei überaus zahlreichen Völkern eine besondere Rolle spielt. Freilich beruht der Gegensatz zwischen Knaben, Jünglingen, Männern, Greisen — es handelt sich auch hier schon ausschließlich um männliche Personen — zunächst auf natürlichen Verhältnissen; allein die Grenzen zwischen den einzelnen Altersstufen lassen sich nicht immer scharf ziehen, dazu kommt, daß mit dem Übergang aus einer Altersstufe in die andere allerhand andere Übergänge und Berechtigungen verbunden erscheinen, wenn z. B. die Mannbarkeitsweibe mit der Aufnahme in die Zahl der Wehrfähigen verknüpft ist u. dergl.

Wir wollen auf die zahllosen Formen, die die auf Altersklassen aufgebaute gesellschaftliche Struktur bei den Naturvölkern annimmt, nicht weiter eingehen, so auch nicht auf ihr charakteristischstes Erzeugnis: das Männerhaus. Es sei nur soviel gesagt, daß das *M ä n n e r h a u s*, wie wir es auf den ozeanischen Inseln, auf dem asiatischen Festland, in Amerika und Afrika in den verschiedensten Typen vorfinden, ursprünglich ein Wohn-, Spiel- und Arbeitshaus der unverheirateten jungen Männer ist, daß aber mit dieser Bestimmung vielfach andere Funktionen verknüpft sind, ja die erstere überwuchert haben. So ist denn das Männerhaus stellenweise zum Beratungshaus der Männer überhaupt geworden oder zum Mittelpunkt des Totenkults oder zum

Kriegerheim oder Fremden-Unterkunftstätte oder schließlich dadurch, daß man auch den jungen Mädchen Zutritt gestattet, zu einer Stätte der freien Liebe vor der Ehe.

Aus dem System der Altersklassen und Männerhäuser heraus erklären sich die eigenartigen *k l u b a r t i g g e s c h l o s s e n e n G e s e l l s c h a f t e n*, die als solche ihren Einfluß geltend zu machen suchen, vielfach sogar auf gewaltsame, kriegerische Weise. Solche Klubs sind in besonders ausgebildeter Gestalt vor allem auf den melanesischen Inseln anzutreffen. Sie sind keine Geheimklubs, insofern außer bei der Aufnahme neuer Mitglieder jeder Mann das Klubhaus betreten und sehen darf, was darin vorgeht. Frauen sind freilich davon streng ausgeschlossen. Codrington, der ein inhaltreiches Buch über die Melanesier geschrieben hat (The Melanesians, 1891) beschreibt solche Klubs in folgender Weise: „Es ist eine gesellschaftliche, keine religiöse Einrichtung; da jedoch religiöse Bräuche das gewöhnliche Leben des Volkes durchdringen und da aller Erfolg im Leben auf ‚mana‘ (übernatürliche Kräfte) zurückgeführt wird, so erstrebt man auch durch Fasten, Opfer und Gebet die Hilfe übernatürlicher Kräfte, um zu den aufeinanderfolgenden Graden der Gesellschaft aufzusteigen. Wer von Stufe zu Stufe steigen will, braucht Geld, Lebensmittel und Schweine; dergleichen kann aber niemand erwerben, der nicht im Besitz von entsprechendem ‚mana‘ ist. Da also ‚mana‘ einen Mann im Klub vorwärts bringt, so muß jeder, der darin einen hohen Grad einnimmt, sicherlich ein Mann mit viel ‚mana‘ sein, ein angesehener, großer Mann. Und in der Tat, einer der die höchste Stufe erreicht hat, ist ein sehr großer Mann; er nimmt einen Rang ein, den nur sehr wenige erlangt haben, und ohne eine Zustimmung, die durch tüchtige Zahlungen erlangt werden muß, kann niemand aus einem Grad in einen höheren aufsteigen . . . Die große Masse der Eingeborenen kommt so nie über die mittleren Rangstufen hinaus, viele gelangen nicht einmal so weit . . . Beim Eintritt und bei jedem Aufsteigen zu höheren Graden muß denen, die den Grad bereits erreicht haben, Geld gezahlt werden, und dem Rang entsprechend wird ein mehr oder weniger kostspieliges Fest veranstaltet.“ Während in Melanesien fast die ganze männliche Bevölkerung solchen Klubs angehört, sind auf den polynesischen Inseln die Klubs viel exklusiver: sie umfassen nur einen geringen Teil der männlichen Einwohner.

Besonders interessant ist ein Beispiel eines Klubs auf der Molukkeninsel Ceram, von denen uns Prodnik (Mit. Georg Ges. Wien 1892) berichtet. Zwar gehören diesem Klub sämtliche streitbaren Männer an; andererseits aber verbietet er sich den Frauen und Kindern gegenüber durchaus als Geheimbund, verlangt auch absolutes Schweigen über alle Vorgänge in ihm und wendet bei der Aufnahme der Jünglinge ähnliche Riten, vor allem Mutterproben, an, wie sie in Geheimbünden gebräuchlich sind. Wir ha-

ben es hier allem Anschein nach mit einer Übergangsform von einem allgemeinen Klub zum Geheimbund zu tun.

Die Geheimbünde bilden sozusagen das Endglied in der Entwicklung, die von dem System der Altersklassen über die Männerhäuser zu den Klubs und geheimen Organisationen führt. Freilich sind sie kein notwendiges Resultat dieser Entwicklung. Sie treten eigentlich nur dort auf, wo besondere Umstände ihre Entstehung begünstigen; wenn nämlich entweder allgemeine soziale Einrichtungen und Mächte versagen — man denke daran, daß im mittelalterlichen Deutschland die Feme ihre gewaltige Macht dadurch erlangte, daß die Rechtspflege und der Rechtsschutz bedeutungslos darniederlagen —, oder wenn neue Ideen, neue Ideale aufkeimen und des Schutzes gegenüber dem eifersüchtigen Haase des Althergebrachten, des Alltäglichen bedürfen. „Das Geheimnisvolle ist der Schutz der schwachen Anfänge. Das Neue und Große wird erst wahrhaftig groß, wenn es Zeit hat, in der Stille zu wachsen; nicht vor der gedankenlose, in schwerer Arbeit und dumpfer Sinnlichkeit verworren dahinlebende Masse gehören die Keime des Guten, die sie nur achlos oder mit boshafter Freude zertreten wurde, sondern vor die Wenigen, die wie ein schirmender Geheimbund den hoffnungsreichen Sproß behüten“ (Schurtz). Das erklärt, warum überall da, wo ein Druck politischer, sozialer, religiöser Art auf der Gesellschaft lastet, sich die Vertreter neuer, freierer Ideale und Wahrheiten gern zu Geheimbünden zusammenschließen, „denen meist Haß und Radegefühl einen unedlen Zug verleihen, ja die im kleinen einen Despotismus üben, der unertuglicher sein kann als irgend eine tyrannische Fürstenmacht. Daß aber eine Entartung dieser Art nicht notwendig eintreten muß, beweist die Geschichte der Freimaurer, die trotz mancher kläglichsten Episode doch einen edlen Zug hat, wohl deshalb, weil hier nicht ein bestimmter Gegner bekämpft wird, sondern ein fernes Ideal angestrebt wird“ (Schurtz).

Freilich kommt auch die allen Menschen eigene Freude am Geheimnisvollen hinzu, um Geheimbünde immer wieder neu entstehen zu lassen und ihre Einrichtungen mit einer Fülle des Symbolischen, des Mystischen zu umgeben. Das zeigt sich in ganz besonderem Maße bei den Geheimbünden, die wir bei den Naturvölkern antreffen.

Ganz allgemein gilt für alle solche Geheimbünde, daß sie nur Männern zugänglich sind — obwohl es z. B. in Westafrika gelegentlich auch Frauengeheimbünde gibt, die dann aber ihrerseits keine Männer zulassen —, und zwar nur freien Männern, keinen Skleven, auch keinen Fremden. Die Formen und Riten gehen auf die Bräute zurück, die auch bei dem System der Altersklassen geübt werden, also die Riten der Knabenweihe, des Totenkults, der Tänze und Maskenfeiern. Aber sie werden in den Geheimbünden vielmehr mit dem Schleier des Geheimnisvollen umgeben

und vielfach in übersteigter, ja geradezu grotesker Form ausgeübt.

Den bei den Pubertätsfeiern, den Knabenweihen unerlässlichen Mut- und Standhaftigkeitsproben muß sich auch der in den Geheimbund Aufzunehmende unterziehen. Allein hier haben die ausgesuchten Qualen und Schrecknisse nicht nur den Zweck, die Nervenkraft der Bewerber auf die Probe zu stellen, sondern sie sollen ihnen zugleich die Furchtbarkeit und die Machtmittel des Bundes demonstrieren. Beim Übergang in höhere Grade vereinfachen sich die Riten aus erklärlichen Gründen. Codrington erzählt in seinem bereits erwähnten Buche über die Melanesier etwas über die Aufnahmezeremonien nach dem Berichte eines Eingeborenen. Der betreffende junge Mann mußte zuerst durch einen langen, engen Bau kriechen, in dem zwei Reihen von Blättern des Brennesselbaumes angebracht waren, auf die man noch kochendes Seewasser gegossen hatte. Vor Schmerzen konnte der Gepeinigte 2 Tage lang weder essen noch trinken, dann erhielt er ein wenig Wasser, das er von der Erde auflecken mußte, und kärgliche Speisen, die garnicht gekocht und mit Kot vermischt waren. Außerdem mußte er glühende Asche in die Hand nehmen (also eine Art Feuerprobe), man trat ihn mit Füßen, bedrohte ihn mit Gewehr und Bogen u. a. m. Dann begann die Erlernung besonderer Tänze und die Herstellung der Qatu, besonderer Maskenhüte, die aus dem Stamm von Baumfarnen hergestellt werden und so schwer sind, daß außer dem Träger noch 5 weitere Leute zum Halten der Last nötig sind. In einem anderen Geheimbund ebenfalls auf den melanesischen Inseln (Banks Islands) bestand die Hauptaufnahmezeremonie darin, daß der Novize in ein mit Wasser und Mist gefülltes Loch gesetzt und mit Mist überschüttet wurde. Wieder in einem anderen Bund (auf der Insel Aurora) muß der Bewerber es sich gefallen lassen, daß ihm, während er auf der Erde liegt, brennende Kokosblätter auf den Rücken gelegt werden; die so entstehenden Narben sind gleichzeitig Abzeichen der Zugehörigkeit zum Bunde.

Über die Eintrittsriten in einen Geheimbund der Ndembo am Kongofluß wird folgendes berichtet (nach Schurtz): „Wie es scheint, werden die zum Eintritt in den Bund Bestimmten vorher über die Rolle unterrichtet, die sie hierbei zu spielen haben. Ist der aussehene Tag gekommen, so schüttelt der Dorfzauberer seine Klapper gegen die Novizen, die nun wie tot niederstürzen; man hüllt sie darauf in Leichengewänder und schafft sie nach einer umzäunten Stelle außerhalb des Dorfes, bis ihrer 20 bis 30 beisammen sind. Hier bleiben sie eine gewisse Zeit, die nicht in allen Ortschaften die gleiche ist und zwischen 3 Monaten und 3 Jahren schwankt. Es wird angenommen, daß die Toten in dieser Zeit verwesen, worauf dann endlich der Zauberpriester die Knochen sammelt und alle Novizen durch ein Zaubermittel wieder ins Leben zurückruft. Die Neubelebten kehren hierauf in festlichem Zuge in den Ort zurück. Hier spielen sie die Komödie

weiter, indem sie sich wie unwissende Kinder gebürden, ihre eigenen Verwandten nicht mehr erkennen, eine besondere Sprache sprechen usw.

Über die Aufnahmegeriten in den Porobund, der unter einem fast wie ein Gott angesehenen Großmeister steht, der einen Rat der Alten neben sich hat, bei den Kpelle in Liberia, teilt Westermann (Die Kpelle, 1921) einiges mit: „Der erste und wichtigste Akt besteht darin, daß man dem Novizen die Bundsmarken einritzelt. Die Marke besteht in einem langen geraden Strich den Rücken hinunter mit grätenartigen Ausschnitten nach beiden Seiten; manchmal verteilt sich die Linie unten auf die beiden Hinterbacken. Das Einschnneiden der Marken soll sehr schmerzhaft sein, und die Novizen sehen ihm mit Bangen entgegen. Der Patient wird auf den Bauch gelegt, nötigenfalls von 2 Männern festgehalten, und dann werden die Wunden mit einem Messer und einem ahlenförmigen Instrument geritzt, während ein anderer eine Flüssigkeit hineintropft, die die Wunden offenhält und Narbenbildung sichert. Unmittelbar nach der Narbenschneldung wird der Zauber des Bundes gegessen: das beim Narbenschnneiden fließende Blut wird dem Zauber (einer kleinen Holzfigur) aufgeschmiert und von Teilen des Zaubers wird eine Brühre bereitet, die dem Novizen auf den Körper gestrichen oder zu trinken gegeben wird. Damit wird auch das Schweigegelübde abgelegt, und nun ist der Eingetretene wirklich Mitglied des Porobundes geworden.“ —

Sehr interessante, ausführliche Mitteilungen über den Geheimbund Arcoi auf Tahiti erhalten wir von Webster (Primitive Secret Societies, 1908). In diesem Bunde gab es eine Reihe von Graden; das Verbleiben in den unteren Graden richtete sich nach der erworbenen Beherrschung der Gesänge, Tänze usw. Die Aufnahme in höhere Grade war stets mit Festlichkeiten verknüpft. Jedesmal erhielt der Beförderte einen neuen Namen. Der Bund zerfiel in 12 Logen, an deren Spitze eine Art von Großmeistern standen. Die einzelnen Grade, 7—9, unterschieden sich durch besondere Abzeichen, d. h. durch besondere Tätowierung und Bemalung. Schon beim Eintritt in die untersten Grade mußten große Geldbeträge gezahlt werden, die in den höheren Graden so enorm wurden, daß nur die Angesehensten und Reichsten sich den Eintritt in diese leisten konnten. Aber auch nur die höchsten Grade waren in vollständigem Besitz aller Geheimnisse.

(Fortsetzung folgt)

Zur Abänderung des Ehescheidungsrechtes.

Denkschrift des Verbandes Eherechtsreform, Berlin.

Da gegenwärtig der Kampf um die Ehescheidungsreform akut geworden ist, dürfte auch nachfolgende Denkschrift zur Orientierung willkommen sein. Aus der Lektüre erkennt man, daß es sich darum handelt, die

längst notwendige gewordenen Humanisierung der Ehescheidung endlich durchzuführen. Red.

Die bisherige Ehescheidungspraxis hat in voller Klarheit ergeben, daß infolge der Bestimmungen des § 1568 Ehen nach schuldhaftem Verhalten des Klägers (Kompensationsmotiv) ihrer Form nach fortgesetzt werden müssen, ohne daß die Beteiligten jemals in geordnete, seelische und wirtschaftliche Verhältnisse gelangen.

Auch in der neuen Fassung des § 1568a befindet sich die kautschukartige Bestimmung des Schuldprinzips bezüglich des vorsätzlichen Ehezerstörers, die dem Sinn des Zerrüttungsprinzips insofern widerspricht, als durch Abweisung der Klage die durch den Prozeß noch in erhöhtem Maße zerrüttete Ehe gezwungenermaßen zu einer völligen Entfremdung der Ehegatten und zu einem dauernden Getrenntsein führt.

Ober-Rechtsanwalt Prof. Ebermayer schlägt die Scheidung solcher Ehen vor, die nach verlorenem Scheidungsprozeß — mangelder Schuldbeurteilung, Kompensation der Schuld — fortgesetzt werden müssen. Die Scheidung dieser schweren Fälle ist dem Richter aber nur dann, ohne Gewissenkonflikt, möglich, wenn die Bestimmung der Scheidung wegen gänzlicher Entfremdung ausdrücklich in der neuen Gesetzesfassung hervorgehoben wird. Daher halten wir die Einschaltung folgenden Zusatzes im Antrag von Prof. Kahl hinter den Worten „der andere Ehegatte auf Scheidung klagt“ für unumgänglich erforderlich und notwendig.

„Haben die Ehegatten mindestens drei Jahre lang getrennt gelebt, so kann jeder von ihnen auf Scheidung klagen und die Ehe ist wegen gänzlicher Entfremdung zu scheiden.“

Begründung:

Unbedenklich konnte das Ehescheidungsrecht in Schweden, Tschechoslowakei und in der Schweiz als frei fortgeschrittenen Ländern das Klagerrecht des vorsätzlichen Ehezerstörers besitzigen, weil dort nicht das Vorurteil gegen Scheidung herrscht wie in Deutschland, vielmehr die alte Überlieferung, die Ehen mit Gewalt zusammenzuhalten, in diesen Ländern ein überwundener Standpunkt ist. Daher wäre kaum anzunehmen, daß schwedische Richter durch Vorurteile oder Überlieferungen befangen, die Absicht des Gesetzgebers durch rückständige Anschauung zunichte machen könnten. Als Beweis dafür gilt der Umstand, daß schon vor Einführung der neuen Bestimmungen im Jahre 1915 bzw. 1909 die Praxis zeigte, daß in Skandinavien die Fälle, wo ein Ehegatte die Scheidung verweigert, außerordentlich selten sind, weil hier die Frauen freier von Vorurteilen waren und sich nicht an den Mann wie an einen „Besitz“ klammern, den man um keinen Preis hergeben und noch viel weniger einer Anderen gönnen will. — Bedeutend anders jedoch liegt der Fall in Deutschland. Einmal ist es ein religiös zersplittertes Land, in dem nicht nur Vorurteil und Überlieferung viel stärker ausgeprägt sind, sondern in dem der

katholische Teil, wohl in nicht geringem Maße nach den Geboten seiner Religion, die Ehe als Sakrament und unlöslich ansieht. Man kann daher auch von den Richtern nicht erwarten, daß sie sich von den Vorurteilen und Überlieferungen frei gemacht hätten und noch weniger kann man von einem katholischen Richter erwarten, daß, wenn schon das Gesetz eine Sache in sein Ermessen stellt, er sich mehr oder minder unbewußt nicht von den Anschauungen seiner Religion leiten ließe.

Für Deutschland ist daher gerade in diesem Punkte eine besonders klare Fassung des Scheidungsrechtes bei gänzlicher Entfremdung berechtigt, während grundsätzlich in Schweden sowohl wie in Norwegen die Auffassung in richterlichen Kreisen herrscht, die einer der erfahrensten Stockholmer Rechtsanwälte dahin formuliert:

„Leben zwei Ehegatten 5 Jahre von einander getrennt und ist die Trennung von einem Gatten mit dem ausdrücklichen Zweck herbeigeführt, seine Ehescheidung herbeizuführen, so kann man doch mit bestem Willen keinen Grund entdecken, weshalb die Ehe, deren Zerrüttung so zutage liegt, nicht geschieden werden sollte.“

Während in der ausländischen Ehegesetzgebung die Richter darauf hingewiesen werden müssen, daß es auch Fälle gibt, wo eine Scheidung nicht angebracht ist, bedarf es dieses Hinweises in Deutschland nicht, da die meisten Richter noch auf Jahrzehnte hinaus geneigt sein werden, diesen Fall nur zu häufig zu sehen.

Soll aber, trotz der andersgerichteten Verhältnisse in Deutschland, nach dem Vorbild ausländischer Gesetzgebung, das schuldhaft bezw. mutwillige Verhalten des Klägers unter Umständen zur Abweisung der Klage führen, so tritt ein Zustand ein, der die Milderung ehegesetzlicher Bestimmungen wie sie der Gesetzgeber bezweckt, völlig zunichte macht. Nämlich die der Heiligkeit und Wahrfähigkeit der Eheinstitution widersprechende Scheinehe bleibt in ihrer verstärkten Zerrüttung & Verlich bestehen. Zu diesem Punkt führt eine rechtsstehende Bericht der Zeitung folgendes aus:

„Bei zerrütteter Ehe werden sich die Ehegatten wohl fast ausnahmslos trennen. Damit beginnt für die nicht geschiedenen Parteien ein trauriges Kapitel: der getrennte Unterhalt führt zur wirtschaftlichen Notlage; die dauernde Unmöglichkeit eines neuen Familienlebens wirft auf Moral, Unterkunft und Erwerb dunkle Schatten, es kommt zur Trunksucht, Verkommenheit, Prostitution, und endlich berichten die Zeitungen über Mord und Totschlag. Nur Menschen, die diese jammervollen Zustände selbst durchleben, können sie richtig empfinden, nicht die glücklich verheirateten Kritiker mit ihrem „Wenn und Aber“. Tausende von Leidtragenden ihres ehelichen Mißgeschicks rufen nach Änderung des Ehescheidungsgesetzes, das diese Zustände mit verschuldet. Nur ein Gesetz, wonach

zerrüttete Ehen ohne Nachweis des Verschuldens geschieden werden können, wenn die Ehegatten jahrelang getrennt leben, würde die geschilderten Mißstände verschwinden lassen und in Zukunft verhüten.“

Nicht nur um das Glück Einzelner handelt es sich aber bei Lösung dieses Problems, sondern um das Gesamtwohl des ganzen Volkes sowie um die nachkommende Generation, die diese berechnete Forderung immer aufs neue erheben wird. Jeder Verbrecher sieht den Tag seiner Freiheit kommen, ja, er braucht die Strafe oft nach Bewilligung der Bewährungsfrist nicht anzutreten, dagegen wird der getrenntlebende Ehegatte auf immer seines Familien Glückes beraubt, wenn die oben beantragte Bestimmung nicht Gesetz wird. Im Staatsinteresse sowie aus Gründen der Moral sind aber dringend geordnete, gesunde Familienverhältnisse zu fordern. Daher muß ein Endpunkt des jahrelangen Getrenntlebens im Gesetz unbedingt zum Ausdruck gebracht werden, indem solche Ehen namentlich nach einem verlorengegangenen Scheidungsprozeß, infolge Entfremdung endgültig geschieden werden können, um der Unmoral der Scheinehen ein Ziel zu setzen.

Diese Maßnahme ist umsomehr geboten, als bei Prüfung der Frage nach dem vorwiegend schuldhaften Ehezerstörer bei verlorenem Prozeß durch den Richter auf Grund der neuen Fassung, die ganze Eheangelegenheit mit ihrem wüsten Schmutz und Ekel noch einmal aufgerollt, die Prozeßführung ungemein erschwert die Kostenfrage nicht unerheblich gesteigert sowie vor allem die Zerrüttung noch mehr gefördert wird mit dem Endziel, daß die Beteiligten getrennt ihre Scheinehe weiter führen müssen.

Die Ehe soll nicht betrachtet werden müssen als ein Vertrag, der sich auf das gegenseitige unwiderrufliche Gelöbnis der Treue für das ganze Leben zur Redspflicht erhebt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß solche Versprechungen schon aus Gründen der sich erst später herausstellenden Unvereinbarkeit der Temperamente wie der Charaktere oft nicht gehalten werden können. Ein gewisserhafter Mensch sollte daher ein solches Gelöbnis nicht abgeben, und wenn es abgegeben ist, hat der andere Teil kein wirkliches Recht, Erfüllung dieses meist voreilig und aus erklärlicher Hoffnung auf ein gutes Einvernehmen gegebenen Versprechens zu fordern.

Aber die Erfahrung hat auch gezeigt, daß Außenstehende eine Ehe den äußeren Umständen nach für „glücklich“ halten und das als Zeugen eidlich bekunden, während dieselbe innerlich und ihrem Wesen nach bereits so tief zerrüttet ist, daß jeder der Ehegatten die Notwendigkeit der Scheidung empfindet. Feinfühligere Menschen sind besonders bemüht für Außenstehende Mißbilligkeiten ihrer Ehe zu verbergen. Daher ist die vielfach aufgestellte Behauptung der Beklagten, die Ehe sei eine „durchaus glückliche“

gewesen, selbst bei Vorliegen dies bestätigender Zeugenaussagen nicht bewiesen. Schließlich aber soll es nicht Sache des Rechtes sein. Menschen auch nur einfachster Individualität eine bestimmte Handlungsweise aufzuzwingen in so intimen und tief eingreifenden Fragen innerer Natur.

In dem Maße jedoch, als der Richter eine ältere und strengere Auffassung hegt, bietet ihm die neue Fassung der äußeren Schuld des Ehezerstörers zweifellos die Möglichkeit, den Gatten es zu erschweren, aus einer unglücklichen Ehe herauszukommen. Außerdem liegt nicht nur darin eine große Härte gegen den in Frage kommenden Ehegatten vor, sondern er ist auch unbewußt der Gefahr willkürlicher und objektiv ungerechter Richtersprüche ausgesetzt.

Aus diesen Gründen ist die Einschaltung der obenangeführten Gesetzbestimmung als berechtigt und notwendig zu erachten. Demzufolge würde dem § 1568a folgende Fassung zu geben sein:

„Auf Scheidung kann auch dann geklagt werden, wenn aus anderen Ursachen eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses eingetreten ist, das eine dem Wesen der Ehe entsprechende Fortsetzung der Lebensgemeinschaft nicht mehr erwartet werden kann, und wenn die Ehegatten seit mindestens einem Jahr vor Erhebung der Klage getrennt gelebt haben. Ist die tiefe Zerrüttung vorwiegend auf schuldhaftes Verhalten des einen Ehegatten, das an sich nicht die Scheidung auf § 1568 begründet, zurückzuführen, so kann nur der andere Ehegatte auf Scheidung klagen. Haben die Ehegatten mindestens drei Jahre lang getrennt gelebt, so kann jeder von ihnen auf Scheidung klagen und die Ehe ist wegen gänzlicher Entfremdung zu scheiden. Die Scheidung wird erst ausgesprochen, nachdem die Ehegatten durch endgültigen Vertrag ihre Unterhaltungspflichten sowie die Erziehung der unmündigen Kinder geregelt haben. Auf Antrag eines Ehegatten entscheidet hierüber das Gericht nach freiem Ermessen.“

„Im Westen nichts Neues.“

Randglossen zu E. M. Remarque's Buch.

Von Br Hermann Sternbach, Lemberg.

Dieses Buch soll — so sagt der Verfasser — weder eine Anklage noch ein Bekenntnis sein. Es soll nur den Versuch machen, über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde — auch wenn sie seinen Granaten entkam. Ein Buch von hohem erzieherischen Wert. Es sollten es lesen alle diejenigen, in denen noch ein funkelnder Mitgefühl und Erbarmen mit der menschlichen Kreatur glimmt. Väter und Mütter. Brüder und Schwestern, Erzieher und Lehrer sollten es lesen; auch jene Erhabenen, die

auf weichen Stühlen sitzend das Wort: Krieg mit Salbung und Emphase aussprechen, die den Mund mit dem „erfrischenden Stahlbad“ vollnehmen, während sie selber es vorziehen, in diesem Fall ungebadet zu bleiben. Und auch all die Federhelden, die den Daheimgebliebenen Bravour und Heroismus vorfälschen.

„Was in den Kriegszeitungen steht über den goldenen Humor der Truppen, die bereits Tänzen arrangieren, wenn sie kaum aus dem Trommelfeuer zurück sind, ist großer Quatsch. Wir tun das nicht, weil wir Humor haben, sondern wir haben Humor, weil wir sonst kaputt gehen“. „Wer dafür die Augen schließt, der hat für Menschliches kein Auge mehr. Es kommt in diesem Bude nicht auf die sogenannte Habel an, als vielmehr auf die Entblößung einer großen grauenhaften Lüge, um die man eine Glorie wov, auf daß die Menschen von dieser Gaukelei geblendet sich umso gründlicher entmenschen lassen. Der Heroismus, die Tapferkeit — jene männliche Komponente, die mancher im Leben durchaus nicht missen möchte — wie schrumpfen sie zusammen, wie werden sie zu nichts, wenn wir die „Helden“ selber darüber berichten hören“. „Wir sind gefährliche Tiere geworden. Wir kämpfen nicht, wir verteidigen uns nur vor dem Tode. Und wenn zusammen mit diesen jenseits der Schützengräben dein eigener Vater wäre, du würdest keinen Augenblick zaudern und ihm die Granate in die Brust schleudern.“ „Der ganze Heroismus, das ist einzig und allein die Furcht vor dem Tode, das Sich-Klammern an des Lebens höchstes Gut: das Leben. Es hat gut von Heroismus sprechen, wer den anderen gern zum Heros haben will. Aber „erst das Lazarett zeigt, was Krieg ist“, wo zu Hunderttausenden Menschen mit zerschnittenen Hüften, Knochen, Schultern, mit zerrissenen Leibern, mit ausgetretenen Augen in Schmerzen sich winden, für die Sprüche kein Wort hat.“ „Es muß alles gelogen und belanglos sein, wenn die Kultur von Jahrtausenden nicht einmal verhindern konnte, daß diese Ströme von Blut vergossen wurden, daß diese Kerker der Qualen zu Hunderttausenden existieren“. „Die Kultur! Es ist zum Schreien. Bankrotteure sind wir allesamt, Verbrecher an der Jugend vor allem und darum Verbrecher an der Menschlichkeit schlechthin.“ „Was werden unsere Väter tun, wenn wir einmal aufstehen und vor sie hintreten und Rechenschaft fordern? Was erwarten sie von uns, wenn eine Zeit kommt, wo kein Krieg ist? Jahre hindurch war unsere Beschäftigung Töten — es war unser erster Beruf im Dasein.“ „So sprechen mit Recht die damals Neunzehn- und Zwanzigjährigen, die vom Leben noch nichts anderes kannten als „die Verzweiflung, den Tod, die Angst und die Verkettung sinnloser Oberflächlichkeiten mit einem Abgrund des Leidens.“ „Sie sahen, wie Völker gegeneinander gehetzt und getrieben wurden und „sich schweigend, unwissend, töricht, gehorsam, unschuldig töteten“. Ein Befehl hat die Menschen zu Feinden gemacht.“ „An irgendeinem Tisch wird ein Schriftstück von einigen Leuten unterzeichnet, die keiner von uns kennt, und jahrelang ist unser höchstes Ziel das,

worauf sonst die Verachtung der Welt und ihre höchste Strafe ruht.“ Man befehle Völkern und Menschen, die einander nicht kennen, einander kein Leid getan, gegen einander Feinde zu werden — und Völker und Menschen gehorchen, als müßte es so sein und werden einander Feinde, als wäre es menschliches, natürliches Gebot, Feinde!“ Jeder Unteroftizier ist dem Rekruten, jeder Oberlehrer dem Schüler ein schlimmerer Feind als sie uns — Bedenke doch mal, daß wir fast alle einfache Leute sind. Und in Frankreich sind die meisten Menschen doch auch Arbeiter, Handwerker oder kleine Beamte. Weshalb soll nun wohl ein französischer Schlosser oder Schuhmacher uns angreifen wollen? Nein, das sind nur die Regierungen. Ich habe nie einen Franzosen gesehen, bevor ich hierherkam, und den meisten Franzosen wird es ähnlich mit uns gehen. Die sind ebenso wenig gefragt wie wir.“ Die erschreckende Sinnlosigkeit einer als Tugend verhlummelten Barbarei tritt zutage. Kaiser und Generale brauchen Krieg, um berühmt zu werden. „Sieh mal in deinen Schulbüchern nach!“ Und es brauchen ihn die, die an ihm verdienen wollen. Doch darüber steht in den Schulbüchern nichts. Denn das würde ja gerade das Geschäft verderben. „würde Patriotismus und „Ideale“ in der nächsten Nähe der Tasche oder gar in der Tasche selbst zwingen. Und Heßes darf man nicht so tief unterbringen, zumindest darf es die Jugend nicht so tief liegen sehen, daß sie es nicht mit Kohle, Erz oder Kattun verwechsle.

Es ist überflüssig zu wiederholen, was an Gütern der Krieg vernichtet hat. Vernichten, verwüsten das ist ja seine einzige Aufgabe. Aber seine „größte“ Tat war die Verheerung der Jugend.“ Wir sind keine Jugend mehr. Wir wollen die Welt nicht mehr stürmen. Wir sind Flüchtende. Wir flüchteten vor uns. Vor unserem Leben. Wir waren achtzehn Jahre und begannen die Welt und das Dasein zu lieben; wir mußten darauf schießen. Die erste Granate, die einschlug, traf in unser Herz. Wir sind abgeschlossen vom Tötigen, vom Streben, vom Fortschritt. Wir glauben nicht mehr daran; wir glauben an den Krieg. . . . „Zwei Jahre Schießen und Handgranaten — das kann man doch nicht ausziehen wie einen Strumpf nachher —.“ Ihre Welt ist in Trümmern gestürzt, weil sie sich als Lüge entpuppte und als solche nicht von Bestand sein konnte. Und an diesem Sturz haben Vater und Schulmann mitgetan.“ Sie wollten uns Achtzehnjährigen Vermittler und Führer zur Welt des Erwachsenseins werden, zur Welt der Arbeit, der Pflicht, der Kultur und des Fortschritts, zur Zukunft. Wir verspotteten sie mandamal und spielten ihnen kleine Streiche, aber im Grunde glaubten wir ihnen. Mit dem Begriff der Autorität, dessen Träger sie waren, verband sich in unseren Gedanken größere Einsicht und menschlicheres Wissen. Doch der erste Tote, den wir sahen, zerrümmerte diese Überzeugung. Wir mußten erkennen, daß unser Alter ehrlicher war als das ihre; sie hatten vor uns nur die Phrase und die Geschicklichkeit voraus. Das erste Trommelfeuer zeigte uns unseren Irr-

tum, und unter ihm stürzte die Weltanschauung zusammen, die sie uns gelehrt hatten. Während sie noch schrieben und redeten, sahen wir Lazarette und Sterbende; während sie den Dienst am Staate als das Größte bezeichneten, wußten wir bereits, daß die Todesangst stärker ist. Wir werden darum keine Meuterer, keine Deserteure, keine Feiglinge — alle diese Ausdrücke waren ihnen ja so leicht zur Hand — wir liebten unsere Heimat genau so wie sie und wir gingen bei jedem Angriff mutig vor; — aber wir unterschieden jetzt, wir hatten mit einem Male sehen gelernt. Und wir sahen, daß nichts von ihrer Welt übrig blieb. Wir waren plötzlich auf furchtbare Weise allein; — und wir mußten allein damit fertig werden.“ „Verfall und Zerrüttung einer Jugend, der das „hehre Ideal“ Kartenspielen, Fluchen und Kriegführen beigebracht hat. „Nicht viel für zwanzig Jahre — zu viel für zwanzig Jahre.“

Obgleich der Verfasser sich dagegen verwahrt, anklagen zu wollen, so ist es dennoch für jeden, der zu lesen versteht, außer Zweifel, daß die Schuld des großen Jammers der Generation zur Last fällt, die vor dem Kriege bereits gereift, der ihrer Hut anvertrauten Jugend Bonzen statt wirklicher Größen hinstellte. Lügen für Wahrheit verkaufte, Phrasen für Überzeugung und Barberei als Ideal und Unmenschliches als erhabene Pflicht lehrte. Kein Wunder, daß diese Jugend, durch den Krieg vorzeitig gealtert, mit Mißtrauen und Verachtung sich von ihren Erziehern und deren gläsernen Lehren abwenden mußte. Sie der Wahrheit zuzuführen, sie dem Leben und der Mitarbeit an ihm wiederzugewinnen, vermögen wir erst dann, wenn wir selbst die Lügengewänder von uns abtun, wenn wir ihnen Korn und nicht Stroh zu dreschen geben. Aber wir müssen vorerst selbst Korn von Stroh unterscheiden lernen. Bistlang haben wir es nicht gekonnt. Unsere Menschlichkeit war eine hohle Nuß. Sie muß wieder gefüllt werden. Und wenn sie es ist, wird sich uns die Jugend wieder voll Vertrauen zuwenden. Haus und Schule müssen sie auf den Weg leiten, der von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk führt; müssen sie zu überzeugen vermögen, daß sie schöne Grundsätze nicht nur für Festreden bereit haben, daß sie an den Menschen glauben und an das Menschliche in ihm, dem Morden (und was anderes ist Krieg) das abscheulichste und entsetzlichste Tun ist. Bistlang lehrten sie glauben, daß Kriege sein müssen. Und es waren Kriege. Wenn Menschheit auch ohne Kriege noch viel zu schaffen übrig bleibt. Und die Jungen werden den Glauben gewinnen, daß die Menschheit ohne Krieg sehr wohl auskommen kann. Heldentum der Arbeit, der Güte, der Liebe ist — so dünkt mich — ein weit wertvollerer männlicher Zug als das Heldentum des Mordens. Und ein menschlicher.

Dacqués Menschheitstypen und der magische Mensch.

Von Br. K a h l, Hamburg.

Nachstehende Abhandlung ist mehr als Orientierung gemeint, denn als Festlegung auf den scharf ablehnenden Standpunkt Br. Kahls. Die Freimaurerei wird von diesen Fragen an sich wenig berührt. Verschwiegen soll nicht werden, daß Daqué immerhin in erstzunehmenden wissenschaftlichen Kreisen überraschenden Anklang gefunden hat.

Als auf dem vorjährigen Großlogentag in Stuttgart Br. Endres Daqués Typentheorie erwähnte und meinte, daß die Abstammungslehre vom Menschen durch sie abgelöst sei, da vermutete ich in den Daqué'schen Auffassungen zunächst nichts anderes, als eine bis zur letzten Konsequenz fortgeführte Mutationslehre. Eine solche in Grundzügen zu geben, wäre heute schon möglich. Daqué war mir als Verfasser eines guten kritischen Aufsatzes über „Paläontologie, Systematik und Deskendenzlehre“ im Sammelband „Die Abstammungslehre“ schon vor dem Kriege bekannt und weiterhin durch sein vorzügliches Hauptwerk „Grundlagen und Methoden der Paläogeographie“, dem 1919 eine ausgezeichnete populäre Darstellung folgte, betitelt „Geographie der Vorwelt“. Diese Schriften enthalten kaum eine Spur von den Ideen, von denen man später Daqué beherrscht findet. Umso mehr dürfte ich klare Wissenschaftlichkeit auch da erwarten, wo meine Nichtbekanntschaft mit seinem späteren Schaffen begann. Wie erstaunte ich aber, als ich, veranlaßt durch Br. Endres Hinweise, in den neuen Veröffentlichungen eine Auffassung über Wesen und Werden des Menschen vertreten fand, die auch beim besten Willen und weitestem Entgegenkommen nicht haltbar befunden werden kann. Daqué behauptet, daß der Mensch als Menschentypus von Anfang an da war und schon in der Permperiode, im letzten Abschnitt der Primärzeit, also bereits im Paläozoikum Säugetiernatur besaß, jedoch mit amphibischen und reptilhaften Merkmalen. Nach Daqué war der Mensch in seiner Stammesgeschichte niemals ein Tier im Sinne der alten Abstammungslehre, sondern immer ein besonderer Typus. Die heute noch in den Grundzügen von der Wissenschaft festgehaltene Auffassung bezeichnet er als etwas, was „verheerend über unser Volk im letzten Jahrhundert dahingegangen“ sei. Sie ist ihm zu einem „banalen Philosophem“ geworden. Sie erscheint ihm „unbiologisch“, und „allzuformalistisch“ und es ist selbstverständlich, daß ihm Haedekel, dessen Lehre er grotesk nennt, in solcher Auffassung als der „kindlichste Rufer im Streit“ erscheint. Eine vollständige Darstellung der Typentheorie sucht man jedoch bei Daqué vergeblich. Umsonst fragt man sich, wie er nun eigentlich seinen amphibischen Menschentypus der Karbonzeit an den Vorlauf der Devon- und weiterhin der Silurzeit und des Kambriums etc. an-

knüpfen will. Was man hinsichtlich dieser Fragen bei Daqué liest, ist von solch habnebühnener Art und so voll wissenschaftsfremder „Innenschau“, daß man sich nur wundern muß, wie derartige Vorstellungen im Kopf eines Mannes entstehen konnten, der einmal Brauchbares über Deszendenzlehre geschrieben hatte. Hier verliert sich Daqué vollkommen im Nebel der Mystik; hier fängt er sich im eigenen Netz seiner versteiegenen Phantasie. Ohne auf jene uralten Erdepoden sonderlich einzugehen, ja ohne sie auch nur recht zu erwähnen, nimmt Daqué an, daß „das älteste Menschenwerden sich in einem für unser Leben und Verstehen längst transzendent gewordenen Zustand abspielte, der zuerst nicht unbedingt an eine Körperlichkeit im streng sichtbar physischen Sinn geknüpft zu sein brauchte. Im Menschenwesen lag zuvor mitbeschlossen das Dämonische, Lichtes sowohl wie Düsteres; es trat in seinem Geist ein erstes Aufleuchten tierisch-physischen Bewußtseins ein — das Flüstern der Schlange, die um den Lebensbaum gewunden war. Der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies geschah. Dies kann daher nichts anderes gewesen sein als die physisch-körperliche Auswirkung und Umgestaltung des Menschenwesens aus jener transzendenten seelisch-geistigen Veränderung heraus. Die Entzweiung zwischen Mann und Weib trat ein. Das will heißen: es kam zur sichtbar physischen Entstehung des zweigeschlechtlichen Menschenwesens ursprünglichster Art und zugleich — entsprechend der metaphysischen Entzweiung zwischen dem ursprünglich göttlichen, also spezifisch menschlichen Geisteswesen und dem entgegengesetzten der Tierheit, dessen er sich nun bewußt wurde — zur Schaffung einer Tierwelt dämonischen Charakters, symbolisiert in der Schlange, die dem physisch gewordenen Menschenwesen nun ebenfalls physisch objektiviert gegenübertrat. Von da ab stand der Mensch in der organischen Natur sichtbar da; es herrschte bei ihm tierhafte Fortpflanzung, (von nun ab d. Verf.), weil das transzendente Einheitswesen nun in zahllosen Individuen in die physische Natur getreten war, die sterblich waren und sich nach dem Naturgesetz immer erneuerten und vermehrten. Aus dem idealen Urnischenwesen war objektiv-physisch einerseits das dämonische Tier, andererseits der uradamitische Menschentypus, der aus dem Paradies vertriebene Mensch geworden, der nun auch der Stamm des zuerst reptilähnlich aussehenden Säugetiers wurde, das um diese Zeit zum ersten Mal erschienen sein muß.“

Seit der Vertreibung aus dem Paradies, meint Daqué, ist die Natur unsere Feindin auf dem Wege zurück zu diesem einstmal „menschlich-göttlichen Dasein“. Ihm, dem Menschen, steht eine dämonische Welt in Schreckgestalten gegenüber, die sein göttliches Wesen einst selbst aus sich entlassen mußte und die er nun hassen und bekämpfen muß, und weiter aber auch eine Säugetierwelt, der das reptilhaft-dämonische Wesen nicht anhaftet, die teils aus sich selbst heraus sich entwickelte, teils auch „aus dem Hauptstamm Mensch vervielfältigt wurde, je mehr Tierhaftes

aus diesem sich abgespaltete, je typisch menschlicher er selbst wurde“.

Es ist nur konsequent, wenn Daqué im Bann solcher Anschauungen dann mit Emphase verkündet, daß das Tier vom Menschen abstamme und nicht der Mensch vom Tier. „Seitdem schmachtet die Kreatur mit unter dem Sündenfall des Menschen und harrt, wie er, der Erlösung“. Der ursprüngliche, der paradiesische Zustand, war der Vollkommenheit, der göttliche, der sichtbar in die Natur getretene Mensch sehnt sich darum nach diesem zurück.

Ich habe, wie man sieht, an der Sphäre Daqués lang gesogen, aber die eingestreuten Zitate waren notwendig, um die gnostisch-theologische Einstellung dieses Münchener Universitätsprofessors zum Teil mit seinen eigenen Worten zu zeigen. Notabene, das ist so ein Hauptteil der „biologischen“ Weltanschauung Daqués, dem die alte Lehre „érotisk“ erscheint. Der adamitische Mensch Daqués war horngepanzert, hatte schwimnhautartig verwachsene Finger und Zehen und ging auf vier „Extremitäten“, wie es vorsichtig — wohl um den Begriff Füße zu vermeiden — im Text heißt. Daqué datiert ihn nach seiner eigenen, an anderer Stelle zu findenden Zeiteinteilung auf etwa 60 Millionen Jahre zurück. Er war der Urnensch, nicht erst der, von der Wissenschaft angenommene Mensch des Tertiärs. Zweifelnd fragt Daqué, ob etwa der von Berossos überlieferte Fischmensch und der sagenhafte Skorpionmensch älteste Menschentypen gewesen seien, und er will den Skorpionmenschen dahingehend aufgefaßt wissen, daß eben der uradamitische Menschentypus gepanzert war. Er ging dem hornhütigen Adamiten voraus. Den Skorpion läßt also Daqué draußen. Dieser hätte denn auch zu schlecht in den Weg gepaßt, denn er ist bekanntlich ein Gliedertier und Daqué ist denn doch zu viel Descendenztheoretiker, um das Gliedertier mit dem Wirbeltier (Verzehrung, mit dem Wirbelmenschen) auf oberem Wege noch zusammenbringen zu können. Man fühlt das förmlich aus dem Daquéschen Text heraus. Siegfried mit der Hornhaut und der gepanzerte Achill sind übrigens späte Sagen-gestalten, die natürlichen Sinn haben; sie erinnern nach Daqué an den hornhütigen Adamiten und haben dort ihren wahren Urgrund.

Daqué fußt, wo die Paläontologie und seine „Biologie“ ihr verlassen, auf Sagen und Märchen, ja, er glaubt diesen weit mehr, als der wissenschaftlich geübten Vorwesenkunde. Der Mensch der Karbon- und Permzeit war nämlich ein Natursumanbul, und der auf diese Gestalten folgende der Trias- und Jura-Periode der vollnursichtige Mensch des Zeitalters der Mythen und der Lindwurmkämpfe. Nicht so ist es, daß der von der Wissenschaft vertretene Urnensch des Spätertär und des Frühliuviums etwa noch die letzten aussterbenden Reste der großen Laufdrachen erlebt hat, nein, nach Daqué lebte der Mensch ja bereits im Spät-paläozoikum; er war also im Mesozoikum, in der Blütezeit der

großen Drachen, mit diesen zusammen. Von dort aus schon brachten der naturstichtige magische Mensch die Erlebnisse in den Drachenkämpfen mit herauf in seine späteren Daseinszustände. Viel später erst, als jener alte Zustand der Naturstichtigkeit längst fast erloschen war und dem Intellekt mehr und mehr Platz gemacht hatte, hat dann der wachstichtige Mensch die traditionell überkommenen Erlebnisse in seine unzulängliche Sprache gegossen. Er hat ihren wahren Hintergrund nicht mehr sehen, nicht mehr verstehen können. Dennoch aber ist in den uns überlieferten Sagen und Mythen nach Daqué die alte Wahrheit noch zu erkennen. So werden Märchen, Sagen und Mythen für Daqué zu einer Fundgrube für urweltliche Erdzustände, Tier- und Menschentypen. Namentlich den Menschen kann er sich wohl gar nicht mannigfaltig genug vorstellen. „Wer weiß, was alles an Menschentypen und Menschenarten und -abarten in den erdschichtlichen Jahrtausenden durch die Welt gegangen ist.“ Es gibt nichts in den alten Berichten, was dieser sonderbare Kopf nicht mit seiner fixen Idee in Zusammenhang zu bringen versuchte. Siehe Skorpionmensch. Daqué glaubt den Märchen inbrünstig-heilisch. „Wir dürfen die Märchen als volle Realität nehmen, seelisch und physisch“, sagt Daqué, und selbst da, wo die alte Darstellung in ein wildes Johwabohn einmündet und die dichterische Phantasie sich gar zu toll gebärdet und von Kentauern und Pannen und Menschen mit Vogeleckstern und Hundsköpfen berichtet, will er ihnen noch Realität, „naturhistorischen Sinn“ abgewinnen. Jedoch hier mit einer Einschränkung: „Nicht als ob dies dahin mißverstanden werden sollte, daß etwa Pannen und Kentauern oder Riesen und Zwerge selbst wirkliche Menschenwesen in ihrem sagenhaften Abbild seien; vielmehr sind solche Gestalten vom Menschen erkannte Wesenheiten, die dem ursprünglichen naturverbundenen Menschen eben jene unmittelbar gedachten Wirklichkeiten waren, die wir Naturkräfte nennen, die aber lebendig, wesentlich erschienen und erscheinen mußten jenen Menschen, die mit einer entsprechenden naturstichtigen Seele begabt waren.“ So hat z. B. nach Daqué der noachitische Mensch das Einhorn bei sich gehabt, denn nach einem alten Bericht nahm Noah auch das Einhorn mit in seine Arche. Das heißt, nach Daqué, daß der noachitische Mensch, der die große Flut und den Untergang des Gondwanalandes um die Wende der Kreide- und Tertiärzeit erlebte, das Einhorn als Wunschidee sozusagen in seiner Seele trug. Und wie der noachitische Mensch und der nachfolgende immer mehr Tiergestalten aus sich entließ, die wirklich wurden und auf der Erde lebten, so hat er auch das Einhorn — jedoch dieses nur als Idee — aus sich entlassen. Das Einhorn ist nach Daqué als konkrete Tiergestalt nie realisiert worden.

Nichts kennzeichnet den eigenümlichen Fingergeist und die „biologische“ Denkweise Daqués treffender, als sein Glaube, daß der noachitische Mensch die Katzen gezüchtet habe. Es klingt förmlich wie ein Triumph aus seinen Zeiten, indem er den Schlüs-

sel zur Lösung der schwierigen spezialstammesgeschichtlichen Frage der Herkunft der Familie der Katzenarten in einer Sage zu finden glaubt, deren Fassung dem Russen Methodius zuzuschreiben ist. Nach dessen Bericht benagte der Teufel in Gestalt einer Maus die Erde Noahs. Dieser betete zu Gott, worauf ein Löwe erschien, aus dessen Nüstern ein Käter und eine Katze sprangen. Der noachitische Mensch, so schließt Daqué hieraus, hat die Katzenfamilie und zuletzt die Hauskatze aus einer wilden Tierart heraus gezüchtet. Nun ist wohl unsere Hauskatze ein Züchtungsprodukt des Menschen, aber Daqué läßt gleich die ganze Familie der Katzen, zu denen auch Löwe und Tiger gehören, durch den noachitischen Menschen der Nachkreidezeit, etwa zwischen Kreide und Tertiär hervorgehen, obwohl er sehr gut weiß, daß die Familie der Katzen erst in der Spättertiärzeit paläontologisch nachweisbar ist, und obwohl in dem Bericht von Methodius der Löwe vielleicht schon als vorhanden gedacht ist. Und wozu sollte wohl der noachitische Mensch den Löwen geschaffen haben? Als großer Körner hätte er doch gleich die nützliche Mausekatze schaffen können. Daqué meint nämlich, daß der noachitische Mensch auch die Hesperidenäpfel und den Wein noch naturstichtig gefunden habe, den letzteren wohl, weil in der Bibel steht: „Noah aber fing an und wurde ein Ackermann und pflanzte Weinberge“. Noah fing an. Ja, da will ich ein wenig zur Agrikultur-Tiefschau Daqués beitragen und in meinem Sinn vermuten, daß der noachitische Mensch auch das Korn naturstichtig fand, das nach Daqué in der Tat dem Menschen auch richtig auf solchen Wege wie ein Geschenk Gottes zu Teil wurde.

In der Perizeit und späterhin hatte der Mensch — wohlverstanden, der Mensch, nicht das Reptil der damaligen Zeit allein, von dem wir das lange schon wissen, — also der Mensch im Daquéschen Sinne, der Nachadamite und Vornoadite und noch der etwas spätere Mensch ein Stirnauge, ein Scheitelorgan. Neben seinen beiden ursprünglichen Augen war es ein Sinnesorgan, dessen Funktion und Fähigkeiten uns Spätgeborenen zwar dunkel bleiben müssen, das jenen Menschen aber wohl in den Stand setzte, magisch mit dem Kosmos in Verbindung zu treten. Dadurch stand dieser Mensch Daqués in gewisser Hinsicht höher als der nachfolgende und höher als wir heutigen Intellektualgeschöpfe, denn es befähigte ihn — immer nach Daqué — wirklich innig-magisch verknüpft zu sein mit der Natur und dadurch zaubern zu können im reinen Sinn dieses Wortes. Es bildete sich später zurück und die letzten stirnaugetragenden Menschen sind mit der Sinflut dahingegangen. Noah ist schon ein ziemlicher Intellektueller, obwohl er noch naturstichtig die Sinflut kommen sieht, die Katzen schafft und den Wein findet. So fand der Mensch durch seine naturstichtig-magische Verbindung mit sich selbst und der Welt viele ihm notwendigen Dinge. Der Mensch empfing sie unbewußt, treffsicher, kraft seiner Innensicht durch Magie. „Wo ist der Züchter“, ruft Daqué aus „der aus

einem leeren Gras das Korn, die Grundlage der Ernährung des Menschen etwa hervorbringen oder aus einem reinen Naturwesen eine Milchkuh hätte entwickeln können“ und er schließt weiter: „man darf das um so weniger glauben, wenn man sieht, wie wenig unsere doch so hoch entwickelte Wissenschaft darin vermag“. Also naturstichtig-hellsichtig hat der Mensch diese Gaben empfungen, etwa so, möchte ich sagen, wie jener Stiaris das Honigmagazin hellsichtig sieht, in das seine Larven, wiederum hellsichtig, mit Sicherheit einmal kommen müssen oder wie die Lähmungswespe ihr Opfer gerade an dem Punkte ansticht, wo die Bewegungsnerven zusammentreffen, wie ein in bewußter Kenntnis des Baues wachstichtig vorgehender Anatom oder Physiologe. Gerade weil Daqué ähnliche Beispiele dazu benutzt, seine verstiegenen Vorstellungen zu stützen, sind seine Phantasien so gefährlich auch für den gebildeten Leser, denn dieser wird dadurch gerade oft versucht sein, zu glauben, an der unsinnigen Idee Daqués, der höhere Mensch habe das Tier aus sich entlassen, könne etwas daran sein.

Gerade weil das unvollkommene Parietalorgan in der Perizeit wirklich bei eidechsenartigen Vorfahren existierte und auch bei den von der Abstammungslehre angenommenen hypothetischen Stammformen eine unvollkommene in den Anfängen stecken gebliebene Rolle gespielt haben muß, kann der und jener Leser annehmen, das, was Daqué darüber sagt, sei noch Wissenschaft, neue Erkenntnis, besser gestützt als die bisherige. Denn Daqués Lehre mit ihrem Gemisch von Phantasie und Tatsachen ist gefährlich für alle diejenigen, denen der Gedanke aus irgend welchen Gründen unangenehm und in der Seele zuwider ist, der Mensch könne mit dem Tier in wesensgleiche genetische Verbindung gebracht werden.

Daqué denkt sich einen stirnauigen Menschen vor etwa 60 Millionen Jahren, einen wohl, dessen Schädeldecke an dieser Stelle geöffnet war, und die so beschaffenen Nebentypen sind aus ihm entlassen. Der Mensch stammt nicht aus jenen. Er war stets das Höhere. Und Daqué scheut sich auf seinem Irrwege nicht, geradezu zu erklären, daß diese, seine spezielle Lehre, heute in vergleichend anatomischen und paläontologischen Tatsachen gründe. Ein unerhörtes Aufdenkopfstellen der Tatsachen ist das! Daqué zeige uns den paläontologischen Beweis für seinen Stirnaugenmenschen! Für seinen horngepanzerten Adamiten! Aber nicht das Reptil wollen wir sehen, sondern den von Daqué konstruierten Menschentypus! Dieser Beweis, dieser paläontologische Beleg existiert nur in der Phantasie des Münchner Professors. An anderer Stelle des gleichen Werkes weiß er es indessen ganz anders, macht aber hier einen anderen sonderbaren Schnitzer: „Meeres- und Landtiere, Mollusken und Korallen, Gewürm und Molche, Vögel und Säugetiere sind uns in fossilen Resten überliefert aus allen Zeiten — nur der Mensch nicht“. Hier stimmt für den Menschen; aber sonst? Daqué will sich

wohl der wissenschaftlichen Reputation begeben? Ich habe mir seit 25 Jahren in hundertten von öffentlichen Vorträgen die allgemeine Abstammungslehre sozusagen an den Schuhsohlen abgelaufen, und nun muß ich sehen, daß ich ein ganz ununterrichteter Mensch bin. Die von Dacqué erwähnten fossilen Reste von Vögeln und Säugetieren aus allen Zeiten haben mir bisher gefehlt, und ich wäre ihm dankbar, wenn er mir etwa die stirnischen Vögel und Säugetiere ins Haus schicken würde. Er besitzt diese oder auch nur die etwas später aufgetretenen vielleicht in seinem Privatmuseum. Unbegreiflicherweise hat er sie bisher der wissenschaftlichen Welt, von der er nicht viel hält, vorenthalten. Auf einer Tabelle, die er wiederum in dem gleichen Werke, in „Urwelt, Sage und Menschheit“ auf Seite 42 gibt, weiß ers aber nochmals anders und dieses Mal ganz richtig, denn auf dieser läßt er die „sicheren Spuren“ der ersten Säugetiere und der ersten Vögel erst in der Trias- und Jura-Periode auftreten. Solcherart ist die Übereinstimmung bei Dacqué!

Nach Dacqué gibts auch riesige Sonnenflecken „so groß wie Skandinavien“. Man traut seinen Augen nicht und liest nochmals: eine Berichtigung ist nicht zu finden. Er meint den Sonnenfleck von 1894. Wäre dieser nur so groß wie Skandinavien gewesen, so hätte man auch mit den allerbesten Instrumenten nichts von ihm sehen können. Er war so groß, daß man die Erde einige Male aneinandergereiht hätte in ihn hineinlegen können. Solche Sonnenflecken sind gar nicht selten. Dacquésche Gründlichkeit!

Aber was folgt nun bei Dacqué auf den nachmittäglichen Menschen? Nun, es entsteht allmählich der pithekoide Habitus. Dieser wird Zeitdankter, weshalb der Mensch endlich doch ein affenähnliches Körperbild zeigt. Er entläßt nun aus sich den Affen und den Affenmenschen. Müdlig setzt nun die Großhirnentfaltung ein, aber es gibt immer noch natursichtige Seelenreste, trotz des fehlenden Stirnorgans. Diese finden sich schon geringer in der Diluvialzeit und von der atlantischen Spätkultur sind nur noch kulturlose Reste da. Der Eiszeitmensch besitzt die Natur nicht von ehemals nur noch in kümmerlichem Maße. Es kommt der intellektuelle Mensch, der Mensch unserer Tage, der Mensch der wachstüchtigen Wissenschaft, der die magische Naturverbundenheit verloren hat und mit dem Intellekt nur noch an der Außenseite der Dinge herumtasteten vermag. Dieser Mensch von heute, der Mensch der Technik und Vernunftlichkeit wird nach Dacqué von einem solchen abgelöst werden, der nun doch wieder der magische Mensch sein wird. Wie das? Ohne Stirnauge? Dacqué kann das Gesetz der Unmöglichkeit der Rückkehr zu einem früheren Organzustand, wenn die Entwicklung in andere Richtung drängte, wobei das Organ verkümmerte und erlosch, nicht unbekannt sein. Drängt die spätere Entwicklung wieder in die frühere Linie, so wird ein neuer Körperzustand geschaffen. Unsere Zirkeldrüse wird daher wohl auch in Zukunft darauf verzichten müssen, eine höhere Rolle im Erkennen der

Dinge zu spielen. Dacqué umgeht gewissermaßen dieses Gesetz. Denn indem er hofft, daß der Schädel sich mehr nach vorn wölben wird, wodurch Raum für die Urinnessphäre geschaffen würde, würde diese aus ihrem Schlummerzustand gehoben werden. Dadurch werde der Mensch der Zukunft mit seinem ebenfalls noch gewachsenen stärkeren Intellekt auch die magischen Fähigkeiten wiedergewinnen, ja sogar in einem stärkeren Maße, da diese nun durch die Schule des Intellekts gegangen seien.

Nun, es ist ja zweifellos, daß der Mensch der Zukunft höher stehen wird als wir. Wie sich die gehirnliden und sonstigen Umgestaltungen ergeben werden, ist eine sehr schwierige Frage. Aber Dacqué erhofft, daß der Mensch der Zukunft wieder zaubern kann. In gewissem Sinn, sagt er, zaubern wir bewußt ja heute auch; aber es ist nicht das Zaubern des magischen Menschen, gegen den wir abgesunkene Geschöpfe sind. Das Verführerische liegt auch hier in der Tatsache, daß der Mensch ein einseitiges Intellektwesen ist, dessen Intellekt sich aus dem Unbewußten entwickelte, das treificherer sein kann als der genetisch junge Intellekt. Aber Dacqué glaubt an Wunder. Der abgescchnelle Pfeil kann in seiner Richtung abgelenkt werden, wenn es der magische Mensch innig will. Der Stirnängige konnte den Naturlauf beeinflussen, kraft seiner wirklichen Einheit mit ihm. Die Menschennatur hatte ihr „Erscheinungskorrelat im Kosmos“. „Groß ausgedrückt: Die Sinflut kam, weil der Mensch schlecht war und seinen Untergang brauchte“. Natürlich hatten dann wohl auch die Eislagen aus dem Milchstraßenring, an welchen Unsinn Höbigers Dacqué glaubt, ihr Erscheinungskorrelat im Menschen. Dacqué ist in solchem Sinne Astrologe. Er sieht auch in den von der Bibel berichteten Wundern irgendwelche reale Erlebnisse des magischen Menschen. Allerdings will er das „Sonnenstehe still zu Gibeon“ auch erklärbar finden durch auf der Erde eingetretene Schollenverschiebung oder durch plötzliche Änderung der Absendehung der Erde. Er bedenkt nicht, daß er im letzteren Falle seine famosen Bücher wohl nicht hätte schreiben können. Dacqué sieht eben in allem seinen Kern; er steht seine fixe Idee hinein. Er glaubt der Mär, und nicht der sie auslegenden Wissenschaft. So sind ihm die Sagen vom stirnängigen Menschen ein Beweis für diesen, trotzdem der Wiener Paläontologe Abel überzeugend nachwies, daß die Sage vom Polyphem durch Phantasieverknüpfung entstanden ist.

Wer Dacqués Schriften liest, ohne genügend naturwissenschaftliches Fundament zu besitzen, gerät in Gefahr, in sein Netz gezogen zu werden. Denn in Dacqué spricht nicht ein Dilettant zu uns, wie etwa Hörbiger, der die Sprache nicht meistert, sondern ein Mann, der sie bis zu didaktischem Schwung beherrscht und dabei ein Wissen und eine Einfühlungsfähigkeit entwickelt, (besonders in „Natur und Seele“), von vielfach gewinnender Wirkung. Aber er verdirbt sich dann immer selbst die Wirkung

durch unbegreifliche Entgleisungen und Verstiegenheiten. In Konsequenz seiner Lehre verkündet er: „Jede Tierform ist Rest eines aus der Menschheitsentwicklung abgelegten tierhaften Seelenzustandes“. „Jede Menschenform ist Rest eines ehemals vollkommenen Menschentums“. Und am Anfang im paradieshaften, vollkommenen Zustand des Menschen stand natürlich das „Wissen um den geoffenbaren Gott“.

Die alte Abstammungslehre ist Daqué ein „Köhlerglaube“. Aber er konstruiert, weil er um gewisse Tatsachen eben doch nicht herum kann, amphibische, reptilhafte und beuteltierhafte Menschentypen, dann den edlen Säugertyp und sogar den pithekoiden Menschen, bringt also eine Stufenreihe, wie sie genau die alte Lehre hat. Sogar die Beuteltierform bringt er noch hinein, die wir doch heute mit recht kritischen Augen ansehen. Jedoch, seine Typen sind Menschen! Menschen göttlichen Ursprungs und göttlichen Wesens. Der Mensch war niemals ein Tier!

Nun, der „Köhlerglaube“ ist gut fundiert. Die Deszendenztheoretiker werden niemals die Daquéschen Wege wandeln.

Daqué sucht Klaatsch bis zu einem gewissen Grade für sich in Anspruch zu nehmen; bezüglich der Genesis der Hände besonders. Aber Klaatsch würde über Daqué's schnurrigen Urmenschen befreit gelacht haben. Klaatsch sagt ganz deutlich in seinem letzten Werk: „So läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß die betreffenden Veränderungen bei den dem Menschen und den andern Primaten gemeinsamen Ahnen sehr wahrscheinlich im Tertiär stattgefunden haben“. „In den früheren Perioden gab es noch keine eigentlich menschliche Vorgeschichte also soldie.“

Für die Abstammungslehre im Sinne Klaatschs, Schwabes, Weismanns, Haeckels und vieler anderer Deszendenztheoretiker gibt es hunderte von Belegen aus der vergleichenden Anatomie, Embryologie und Paläontologie; für die spukhaften Gestalten Daqués gibt es keine. Er hat sie sich rein aus den Fingern gezogen und aus Märchen herauskonstruiert.

Man kommt förmlich in Verlegenheit ob der Fülle des Materials, wenn man die Beweise für die ganz natürliche Verknüpfung des Menschen mit den Wirbeltieren, insbesondere der Klasse der Säugtiere herausstellen soll. Schon allein die Tatsache, daß nur die Säugtiere, mit Einschluss des Menschen, ein Zwerchfell besitzen, daß sie alle, mit ganz geringen Ausnahmen, nämlich einiger Edentaten und Cetaceen, sieben Halswirbel haben, gleichviel, ob Giraffe, Elefant, Katze, Affe oder Mensch, daß sie alle Haartiere sind, wieder mit Ausnahme jener Edentaten, daß ihr Blut den Zellkern nicht besitzt und sie alle ein Temporalgelenk des Unterkiefers aufweisen, während dieses bei Amphibien, Reptilien und Vögeln ein Quadratgelenk ist, daß nur sie einen Kehlecke haben und nur ihnen die Milddrüsen eigentümlich sind, ist Beweis genug für die Untrennbarkeit des Menschen von den Säugtieren, für seine gemeinschaftliche Genesis mit ihnen. Dazu kommt der

überwältigende embryologische Beweis — einer nur unter zahlreichen anderen — das, wie alle Befunde zeigen, das Quadratgelenk der Säugtiervorfahren sich umgewandelt haben muß in der Stammesgeschichte eben in jenes heutige Säugtier-Unterkiefergelenk.

Daqué steht einsam da mit seinen humoristischen Menschentypen, seinem adamitischen Siegfried und Skorpionmenschen, dem somnambulen Dradentöter, der göttlichen Ursprungs sein soll und aus dessen Generationsreihen sich die tierischen Säuger entwickelt haben sollen.

Der Jesuitenpater Wasmann, Professor und Spezialforscher auf dem Gebiete der Gliedertierkunde, sprach es im Freiburg vor seinen Hörern aus, daß die Kirche sich nicht mehr länger gegen die tierische Abstammung des Menschen strüben könne, denn diese habe einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit angenommen. Das sagt ein Vertreter der Kirche, ein Ameisenforscher, der Andauern vertritt, die mir zum Teil zu altdarwinistisch und zu selektionistisch sind, und zur gleichen Zeit tritt ein Mann der Wissenschaft auf, ein Abtrünniger, Daqué, und bringt nebelhafte gnostische Ideen in die Abstammungslehre hinein, konstruiert einen Adamiten göttlichen Ursprungs, der auf allen Vieren kriecht. Man erlebt in unserer geistkranken Zeit Zeichen und Wunder.

»Freimaurerische Rundschau.«

Esoterik, Propaganda und Masse.

Unter diesem Titel veröffentlicht Br. Franz Carl Endres in der „Leuchte“ (Aprilnummer) einen Aufsatz in dem er seine bekannten Anschauungen über die Unvereinbarkeit des radikalen Atheismus mit freimaurerischer Esoterik entwickelt. Wir würden dazu geschweigen haben, da ja Br. Endres Gelegenheit hatte im „Neuen Freimaurerium“ selbst diese Ideen vorzutragen und dabei unser abweichender Standpunkt in einer kurzen Bemerkung gekennzeichnet wurde. Da aber nunmehr die „Wiener Freimaurerzeitung“ den Artikel der „Leuchte“ mit Bemerkungen abdruckt, die sich gegen unseren Bund richten, ist es Pflicht des Rundschauers sich etwas ausführlicher mit diesen Darlegungen zu befassen.

Zunächst die Vorbemerkung der „Wiener Freimaurerzeitung“. Die Gedanken von Br. Endres zum genannten Thema, der auch hier wie in der Wiener Festschrift als Mitglied der Pariser Loge „Lalande“ bezeichnet wird, werden mit folgendem Satz zur Beachtung empfohlen: „Gedanken, die uns so interessant sind, als Br. Endres eine Zeitlang führend im F. z. a. S. tätig war, diesen Bund, auf den er in diesen Ausführungen unter anderen abzielt, also sehr genau kennen!“

Nun der Artikel selbst. Mit der Ausgangstheese von Br. Endres können wir durchaus einverstanden sein. Sie lautet: „Wenn der esoterische Gedanke in der Freimaurerei erstirbt, dann ist sie nicht mehr lebensfähig. Dann leistet ein politischer oder ethischer Verein dasselbe.“ Das ist auch unsere Überzeugung, wenn Esoterik nur als Ver-

innerlichungsstreben aufgefällt wird. Oder wenn weiterhin das schöne Wort geprägt wird: „Freimaurerei ist helfende Arbeit an der Seele des Bruders“. Aber diese Ausdeutung des Begriffes „Esoterik“ hat Br. Endres nicht konsequent fest, sondern sie vernimmt sich bei ihm mit einer kosmischen Metaphysik, für die er gleiche absolute Geltung beansprucht, wie für die rein psychologische Esoterik. In dem Aufsatze, der hier zur Debatte steht, ist diese Wurzel seiner Esoterikvorstellung nur schwach angedeutet, wenn einmal die Rede ist von der freimaurerischen Idee, die „ihre Grundlagen in der Lichtreligion der nordisch-atlantischen Rasse ebenso hat, wie in der Esoterik edelster Ausübung im alten Reich Ägypten“.

Wir wissen aus den Veröffentlichungen von Br. Endres, auch in dieser Zeitschrift, daß hiermit die Forderung des freimaurerischen Geheimnisses gemeint ist, das wirklich geheimes Wissen darstellt und von ihm auf den Theorien des Münchener Paläontologen Daqué fundiert wird. Diese Vermischung nunmehr ist es, um die der Streit geht, nicht um die Esoterik, sondern um metaphysische Esoterik. Auch hier sind wir duldzaam. Wer zu seiner Verinnerlichung diese Metaphysik zu benötigen glaubt, soll sie unangefochten behalten. Mit aller Schärfe wenden wir uns aber gegen den Versuch, diese Metaphysik zugleich mit dem wirklich haltbaren Esoterikbegriff allen aufdrängen zu wollen und allen Widerstrebenden einfach die Befähigung zur Freimaurerei abzusprechen. Das ist Dogmatik reinsten Wassers und wirklich keine „Adognatik“. Das ist ein Unfehlbarkeitsanspruch, der in merkwürdigem Gegensatz steht zu der Brüderlichkeit der Grundlagen.

Es ist garnicht unsere Aufgabe als Freimaurer, uns in den Streit der verschiedenen wissenschaftlichen und antwissenschaftlichen Strömungen zu mischen. Wir haben das gar nicht nötig. Denn gerade das ist ja die reinste Zielbesetzung der Freimaurerei, sie als selbständige und unabhängige Kraftrichtung des menschlichen Herzens zu begreifen, die nicht erst aus der Erkenntniswelt, aus wissenschaftlicher oder nichtwissenschaftlicher Erkenntnis entspringt, sondern etwas vollkommen Selbständiges darstellt, was von dem Wandel der Erkenntnis gar nicht berührt wird, wenn nur erst einmal der Druck übernatürlicher Vorstellungen beseitigt ist. Wer eine solche Vermischung dennoch vornimmt, der handelt vielleicht aus einem berechtigten persönlichen Bedürfnis heraus, aber zur Hebung der freimaurerischen Idee trägt er nicht bei, im Gegenteil. Wenn man schon so wissenschaftskritisch ist, wie Br. Endres, dann sollte man wirklich jede Metaphysik erst recht a limine ablehnen. Aber diese Konsequenz zieht Br. Endres merkwürdigerweise nicht.

Aus der Vermischung des Esoterikbegriffes mit einer metaphysischen Ausdeutung rühren alle Differenzen her, die in seinen Folgerungen aus dem durchaus richtigen Grundgedanken hervortreten.

„Mit großer Weisheit haben die Allen Pflichten den radikalen Gottesleugner und Atheisten von der Freimaurerei ausgeschiedet“.

Wir sind der Meinung, daß sich darin gerade die Zeitgenossenheit der Allen Pflichten erweist, sofern man überhaupt einräumt, daß die betreffende Stelle des englischen Textes so auszulegen ist. Damals galt Atheismus als ein Frevel gegen Gott, wurde vielfach bestraft. Heute noch so zu denken, ist denn doch wohl ein Anachronismus schlimmster Art. Br. Endres will ja von dieser früheren Diffamierung des Atheisten nur das eine beibehalten: er darf kein Freimaurer werden und kann es nicht sein.

Wir haben hier den üblichen altmaurerischen Standpunkt vor uns, der für einen modern empfindenden Menschen auch dann untragbar ist, wenn er selber nicht zu dieser verdammenswerten Sorte von Atheisten gehört. Im ausgesprochenen Gegensatz dazu ist der F. z. a. S. gegründet worden als eine Freistätte für alle, die für freimaurerische Ideen empfänglich sind, ohne ihnen Vorschriften zu machen für ihre weltanschauliche Einstellung. Zweifellos ein gesunder welterzger Reformgedanke, den der F. z. a. S. nie aufgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben. Br. Endres sucht den Reformgedanken durch die Bemerkung zu desavouieren: „Jede Reform“ der freimaurerischen Ideen ist unsinnig. Ein knapper und kurzer Nachspruch. Wenn er aber selbst doch zugeht, daß die Idee sich in der Ausübung wandeln kann, so erhebt sich sofort die Frage was ist Kern, was ist Schale, was vergängliche Form was unvergänglicher Inhalt.

Br. Endres konzediert uns in seinem Aufsatz zwar den Atheisten, aber er darf nicht radikal sein, nur ein gemäßigter, der nicht jedes immaterielle Prinzip leugnet, vor allem kein radikaler materialistischer Monist ist. Als Begründung für diese seltsame Begrenzung freimaurerischer Toleranz wird folgendes angegeben: „Wer in dem Bruder einen seelenlosen Mechanismus sieht, wie es etwa ein radikaler materialistischer Monist tut, der spielt Komödie, wenn er sich um die Seele des andern bemüht, die er leugnet“.

Die bekannte Begriffsverwischung von Seele und seelischen Erscheinungen. Die seelischen Erscheinungen sind ja schließlich immer da, unabhängig davon wie wir uns ihr Zustandekommen denken, folglich wird sich auch der „materialistische Monist“ ebenso um das seelische Leben seines Bruders kümmern können, wie der Nichtmaterialist, der sich die seelischen Erscheinungen mit einer besonderen Seele erklärt.

Ein weiterer Passus des Endres'schen Aufsatzes bedarf noch einer Erläuterung. Es heißt da einmal: „Eine Umwandlung der Bauhütten in monistische Vereine, ist eine Irreführe.“ Ein Satz, den wir vollkommen unterschreiben. So wie er aber dasteht, muß er die Vorstellung erwecken als ob solche Bestrebungen im F. z. a. S. irgendwie maßgeblich hervortreten. Das Vorwort der „Wiener Freimaurerzeitung“ weist ja auf die Erfahrungen hin, die Br. Endres als Mitglied des F. z. a. S. zu sammeln in der Lage war und daß seine Gedanken auf den F. z. a. S. abzielen. Bekanntlich wird uns in der altmaurerischen Presse ständig vorgeworfen, wir wären ein monistischer Verein. Wenn sich übrigens die betr. Änkliger einmal die Mühe nehmen würden, beim Monistenbund über die „monistischen Qualitäten“ des F. z. a. S. sich zu erkundigen, so würden sie wohl von ihrem Irrglauben geheilt sein. Br. Endres kann wohl kaum die Absicht gehabt haben, diese unrichtige Etikettierung seinerseits zu stützen.

Zum Schluß tritt dann Br. Endres noch für den ABÄW, ein als Symbol, dessen Erlebnisinhalt dem Bruder freigestellt sein soll. Was zu diesem scheinbar toleranten Ausweg zu sagen ist, ist in der letzten Rundschau anläßlich eines Aufsatzes von Br. Wirth gesagt worden. Nicht „atheistische Monomanie“, sondern Adognatismus und Toleranz bewegen uns, auch den dogmatischen Anstrich zu verworfen.

Neues vom großen Landesdiktator.

Das Protokoll der letzten Vierteljahrsversammlung des Eklektischen Bundes enthält folgenden Passus: „Vom Landesgroßmeister der Dr. L. J. von Deutschland, Br. Müllendorff, ist ein Schreiben eingegangen wegen der Teilnahme des Großmeisters Ries an der Feier des zehnjährigen Stiftungsfestes der Großloge von Wien. Das Schreiben wird den Großmeistern des Großlogenbundes mitgeteilt und die Antwort nach der Verständigung mit ihnen erteilt werden.“

Welchen Inhalt dieses Schreiben haben dürfte, ersieht man aus der Überschrift der „Wiener Freimaurerzeitung“: eine Rüge? An den Bayreuther Großmeister, der sich des gleichen Vergehens schuldig gemacht hat, wie Großmeister Ries, ist anscheinend ein gleiches Schreiben nicht ergangen. Bayreuth kennt ja die Gr. L. L. nicht mehr als Freimaurerbund an und ist daher der Jutikatur des großen Landesdiktators entzogen.

Eine deutsche Loge in Paris.

Die schon vor dem Krieg bestehende Loge „Goethe“ hat von der Grande Loge erneut Arbeitsbewilligung bekommen. Am 29. April ist die feierliche Reinstallierung vorgesehen, im Tempel der Grande Loge, Rue Puteaux. Die Loge arbeitet in deutscher Sprache nach dem Ritual der Wiener Großloge.

Ein Beispiel freimaurerischer Unmoral.

„Ein Beispiel freimaurerischer Unmoral“. Unter dieser Überschrift veröffentlichten die Leipziger N. N. mit dicken Lettern, daß Ludendorff zu 800 RM. Geldstrafe verurteilt worden ist und zwar in dem Beleidigungsprozeß des Photographen Sparr, in dem Ludendorff vom Amtsgericht in Cuxhaven zu dieser Geldstrafe verurteilt worden ist. Ludendorff hat aber Berufung eingelegt. Die Sache wird nunmehr in zweiter Instanz vor dem Landgericht Hamburg verhandelt werden.

Der General war zur Verhandlung nicht erschienen, sondern wurde vertreten. In der Beweisaufnahme erklärte Major a. D. Br. Witt-Höbe, daß die Feldloge im Etappengebiet St. Quentin als Erholungsheim von großem Nutzen gewesen sei. Franzosen hätten in ihr nicht verkehrt. Der Vertreter des Privatklägers, Rechtsanwalt Br. Jacobsen (Hamburg), verlangte die Bestrafung Ludendorffs, weil dieser alle Berichtigungen unberücksichtigt gelassen habe und anders als durch eine Verurteilung nicht von seinem Kampfe gegen die Freimaurerei abzubringen sei. Der Verteidiger betonte demgegenüber, daß Ludendorff nur durch die heiligste Sorge um das deutsche Volk zu seinem Kampf gegen die internationalen Mächte veranlaßt worden sei. Im übrigen seien seine Angriffe lediglich gegen die Freimaurerei als solche und nicht gegen den ihm gänzlich unbekannten Photographen in Cuxhaven gerichtet gewesen. (Auf der Warte.)

Aus der Urteilsbegründung sei folgendes nach der Wiener Freimaurerzeitung angeführt.

„Der Angeklagte bezieht die Feldloge und ihre Mitglieder, die wie der Privatkläger namentlich genannt sind, des Landesverrats oder ähnlicher deutschfeindlicher Handlungen. Einen Wahrscheinlichkeitsbeweis hierfür hat er nicht angetreten...“

Der Angeklagte ist überführt, öffentlich und durch Verbreitung einer Schrift, über den Privatkläger Tatsachen behauptet zu haben die geeignet sind, den Privatkläger verächtlich zu machen und im öffentlichen Ansehen herabzuwürdigen. Er hat dem Privatkläger als namentlich und bildlich genanntes Mitglied der Feldloge „Zum aufgehenden Licht an der Sonne“ unmoralische und landesverräterische Handlungen vorgeworfen. Einen Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür hat er nicht angetreten. Der Angeklagte ist daher wegen übler Nachrede, begangen öffentlich und durch Verbreitung einer Schrift zu bestrafen, und zwar wie oben angeführt, in fortgesetzter Handlung. Denn den Schutz des § 193 StGB. (Wahrung berechtigter Interessen) kann er nicht für sich in Anspruch nehmen ...

Bei der Bemessung der Strafe ist zu beachten, daß der Vorwurf unmoralischen Verhaltens und Landesverrats wohl der schwerste Vorwurf ist, der einem deutschen Staatsbürger gemacht werden kann. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß ein Wanderredner der Organisation des Angeklagten, des Tannenbergs-Bundes, der sich enger Vertrauter des Angeklagten nennt, veranlaßt durch die Schrift des Angeklagten, noch über dessen Vorwürfe hinausgeht und in öffentlichen Versammlungen in der Umgebung Cuxhavens den Privatkläger sogar als Spion bezeichnet hat. Der Privatkläger, der in Cuxhaven als ruhiger, friedlicher Bürger seinem Gewerbe nachgeht, ist dadurch schwer in seinem Ansehen und Erwerb geschädigt. Dennoch hat das Gericht von einer Freiheitsstrafe Abstand genommen. Der Angeklagte hält, ob mit Recht oder Unrecht, läßt das Gericht dahingestellt, die Freimaurerlogen für eine Gefahr für das deutsche Volk und hält sich zur Bekämpfung dieser Gefahr für berufen. Er handelt also nicht aus persönlichem Eigennutz oder mit dem Zweck, andere an der Ehre zu schädigen. Weiter ist zu beachten, daß der Vertreter des Privatklägers selbst erklärt hat, keinen Wert auf eine schwere Bestrafung zu legen. Immerhin muß die Geldstrafe für den Angeklagten empfindlich sein. Aus diesen Gründen erscheint die erkannte Geldstrafe, 800 Reichsmark, ersatzweise für je 50 Reichsmark ein Tag Gefängnis angemessen.

Der Vertreter des Klägers, Rechtsanwalt Jacobson nannte in seinem Plädoyer Ludendorff den größten Schädling des deutschen Volkes. Das hatte die Einteilung eines ehrengerichtlichen Verfahrens seitens der deutsch-nationalen Volkspartei, in der Jacobsen eine große Rolle spielte, zur Folge. Unglaublich, aber wahr. Durch den plötzlichen Tod des Anwalts ist dieses Verfahren hinfällig geworden.

Wir vermögen nicht einzusehen, inwiefern diese scharfe, aber gerechte Kennzeichnung Ludendorffs etwas Ehrenrührendes darstellen soll. Außerdem hat sich Ludendorff so gründlich selbst erledigt, daß er von keinem Gegner mehr erledigt werden kann.

Kultur- und Zeitragen.

Kulturpolitisches Tagebuch von Ernst Falk.

Vom Kirchenstaat.

Die souveräne Entwicklung des neuen Monarchen Pius macht Fortschritte. Nicht nur seine Heiligkeit selbst auch die Kardinäle sind bestrebt, die Würde der Baulichkeit für sich zu erhalten. So lese ich

in einer katholischen Zeitung, daß alle Kardinäle als Bürger des vatikanischen Staates betrachtet werden, an welchem Orte sie sich auch befinden und welche Position sie auch einnehmen. Der Lateran-Pakt wird eine Ergänzung erfahren, die sich auf die Position der Kardinäle als „Prinzen von Gebiät gleichgedacht“ bezieht. Die vatikanische Kongregation des Cerimonale und die kompetenten Stellen der italienischen Regierung verhandeln zur Zeit noch über den Gegenstand, der bis zur Ratifikation des Lateran-Paktes noch über den Gegenstand, der bis zur sie in der neuen Vereinbarung nicht nur den Prinzen von Gebiät, sondern dem Thronfolger anderer Staaten gleichgestellt werden, weil jeder Kardinal dazu berufen sein kann im Konklave zum Papst gewählt zu werden.

Daß unter solchen Umständen große Leute aus dem Vatikan sich nicht der einfachen Beförderungsmittel Jesu und seiner Apostel bedienen — man braucht ja „die Nachfolge Christi“ nicht zu übertreiben! — das geht aus folgendem Reisebericht hervor:

Die Reise des Kardinalstaatssekretärs Gaspari, der sich gestern mit dem Titel eines päpstlichen Legaten nach Monte Cassino begab, bot in ihrer Regie einen Vorgeschmack dessen, was nach vollzogener Ratifikation vom italienischen Staat aufgebracht werden wird, um die Kirche mit allem nur erdenklichen Pomp zu feiern. Ehrenwachen, Präsenziernärrsche, Fahnen, Ansprachen wechselten auf allen Stationen, wo zum erstenmal auch die Priester als Regierungsvertreter zur Begrüßung erschienen waren. Von weither hatte man das Volk an die Bahn gebracht, um es dem vorüberfahrenden päpstvertretenden Kardinal zujubeln zu lassen. In Cassino erwartete sogar der Minister Belluzzo den Papst aus dem Vatikan, der in vergoldeter Kutsche mit Spitzenreitern in die beflaggte und glockenläutende Stadt einfuhr, während der Salm der Kanonen über die Ebene donnerte.

Auch „imperialistische Tendenzen“ hat die Citta del vaticano ... wenn sie auch sehr klein sind. Aber mancher hat schon klein angefangen! Man sucht offenbar nach einigen geeigneten Exklaven. Vermögens schreibt die katholische Presse Frankreichs man beabsichtige, das Schloß der Päpste in Avignon dem Vatikan zurückzugeben. Die „Action Française“ ihrerseits will wissen, daß der Wallfahrtsort Lourdes zu einem eigenen Bistum erhoben und einem italienischen Bischof unterstellt werden soll. Lourdes würde dadurch zum Gegenstück des vatikanischen Kirchenstaates in Frankreich.

Ja der Katholizismus wird langsam Mode auch in Frankreich, denn der Appetit kommt auch dort mit dem Essen: und die Kirche hat einen guten Magen! So liest man in der katholischen Presse von einem recht interessanten Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris, Kardinal Dubois zur Aussöhnung von Staat und Kirche in Frankreich:

„Kürzlich haben ein Vertrag und ein Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und Italien einen schmerzlichen Stand der Dinge beendigt, von dem man das Ende nicht vorherzusahe: die römische Frage ist zur Zufriedenheit der Katholiken der ganzen Welt geregelt. Warum könnten wir nicht bald in Frankreich unter Zustimmung des guten religiösen und patriotischen Willens ein Abkommen getroffen sehen, das jedes Motiv zur Uneinigkeit zwischen der Kirche und dem Staat ausschalten und endlich die wahre Freiheit der Gewissen und den Frieden unter den Kindern des

gleichen Vaterlandes herbeiführen würde. Wohl, wir hoffen, daß bald, ohne Recht zu verletzen, ohne irgend eine Strenge in Anspruch zu nehmen, vielmehr im Gegenteil in der Achtung vor der Achtung vor Gerechtigkeit und Freiheit der Katholizismus, der Frankreich schuf und trotz allem darin die wahren spirituellen für den Staat unerlässlichen Kräfte aufrechterhält, wieder seinen Platz im öffentlichen Leben einnehmen und seine wohlthätige Rolle fortsetzen wird.“

Die deutsche Zentrums Presse fügt diesem Brief an:

Die Worte des Kardinals werden so gedeutet, daß tatsächlich Bestrebungen im Gange sind, eine Revision des Trennungsgesetzes in freibehütlichem Sinne in die Wege zu leiten. Die Abstimmung über die Wiederzulassung der religiösen Orden hat gezeigt, daß eine Mehrheit für vernünftige Auffassungen als in der combistischen Periode in der französischen Kammer zu finden war.

Immer noch Konnersreuth.

Vor dem Amtsgericht München-An begann dieser Tage die Verhandlung über eine Beleidigungsklage des praktischen Arztes Dr. Eduard Aigner, in Freiburg im Breisgau, gegen den Schriftsteller Friedrich Ritter von Lama in Füssen und über die Widerklage Lamas gegen Aigner. Der Sachverhalt ist folgender: Dr. Aigner war im Mai v. J. in Erfurt als Sachverständiger geladen in der Verhandlung gegen den Schriftsteller Otto Thomas in Jena wegen Gotteslästerung. Sein Gutachten war teilweise veröffentlicht worden, und es hieß darin u. a., in letzter Zeit habe die von theologischer Seite verbreitete Literatur zu tendenziösen Wunderberichten gegriffen, die nur aus geistiger und moralischer Unzulänglichkeit ihrer Verfasser verständlich seien. Wenn solchen Werken wie z. B. der Schrift des Herrn von Lama die bischöfliche Billigung erteilt wurde, so entstehe in der Öffentlichkeit die Auffassung, daß die katholische Kirche eine solche irreführende Stimmungs-mache unterstütze. Darauf erschien im „Bayr. Kurier“ eine Erwiderung Lamas, worin dieser u. a. erklärte, daß er jedem ernst und ehrlichen Gegner bezüglich dessen, was er in seinem Buch über Therese Neumann sowie auch in seinen Vorträgen im Rheinland gesagt habe, jederzeit Rede und Antwort stehe. Zu diesen Gegnern zählte aber für ihn Dr. Aigner nicht. Als Zeugen sind geladen Sanitätsrat Dr. Seidel von Waldsassen und Prof. Ewald aus Erlangen, die beide schon mit der Angelegenheit der Therese Neumann befaßt waren.

Zu Beginn der Verhandlung erklärte Dr. Aigner, daß er bei den Konnersreuther Vorgängen nicht an einen beabsichtigten Betrug glaube: es liege pathologische Stigmatisation durch Autosuggestion vor. Als erster Zeuge sagte Sanitätsrat Seidel aus, er könne sich nur soweit äußern, wie es sein ärztliches Berufsgeheimnis gestatte. Er habe Therese Neumann in den letzten Tagen nicht getroffen um sie zu fragen, ob sie ihn vom Berufsgeheimnis entbinde. (Was soll das eigentlich heißen? Was für eigenartige „Geheimnisse“ gibt es da?) Er könne also nur im allgemeinen berichten. Die Wundmale der Therese Neumann seien zweifellos echt. Es handle sich um Stellen, die bluten, aber nicht um Wunden im chirurgischen Sinne. Für die Zeit seiner Beobachtung stehe er persönlich dafür ein, daß die Neumann keinerlei Nahrung zu sich genommen habe. Er sei aber auch überzeugt, daß dies in der übrigen Zeit, nämlich seit September 1927, nicht geschehen sei.

Dann sagte Prof. Ewald aus. Er müsse eine Erörterung über die Stoffwechselfrage bei der Theresie Neumann ablehnen, solange nicht durch Beobachtung in einer Klinik eine zweifelstfreie Grundlage nicht durch Nahrungslosigkeit gegeben sei. Daß ein Mensch garnicht esse, aber Urin ausscheide und doch nicht an Gewicht verliere, sei mit allen bisherigen Vorstellungen und Erfahrungen unvereinbar. Daß es sich im übrigen um echte Stigmatisation handle, gibt der Zeuge zu. Er halte es für unzweckmäßig, wenn Theologen und Mediziner sich in der Angelegenheit bekämpfen, und sei überzeugt, daß die Wissenschaft mit der Zeit alles erklären werde. Aber eine Beobachtung in einer neuen Klinik sei unerlässlich.

Lama hielt dagegen seinen Standpunkt aufrecht, daß das Konnersreuther Wunder niemals medizinisch, sondern nur religiös erklärt werden könnte. Er fand es durchaus in der Ordnung, daß gegnerische Wissenschaftler nicht mehr in Konnersreuth zur Untersuchung zugelassen wurden. Dem Kläger war es ein Leichtes, Lama nachzuweisen, daß eine Reihe von Behauptungen in seiner Broschüre wissenschaftlich nicht haltbar sind. Das Gleiche müßte auch ein von Lama zugezogener Sachverständiger-Zeuge zugeben.

Weil sie nämlich den allein echten Ring besitzen ..

Im Frankfurter Zentralblatt, der Rhein-Mainischen Volkszeitung, ist zu lesen:

Gegenwärtig wird im Schauspielhaus das Lessingsche Drama „Nathan der Weise“ als Schüleraufführung auch für Volksschulen gegeben. Dies geschieht, obwohl der Bischofliche Kommissar und Stadtpfarrer hiergegen wiederholt Einspruch bei der städtischen Schuldeputation erhoben hat und nach Ablehnung des Einspruchs erklärt hat, an die höhere Instanz zu appellieren. Lessing hat selbst gesagt, daß sein Drama „gegen jede positive Religion“ sich richte und er zufrieden sei, wenn, unter Tausenden auch nur einer durch die Lektüre des „Nathan“ an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lerne.

Der Einspruch wird daher hiermit öffentlich wiederholt.

Dr. Hecht, Stadtpfarrer.

Hierzu schreibt der im schwarzen Musterlande Baden erscheinende „Volksfreund“:

Sie hätten vor kurzem Gelegenheit gehabt, das Gleiche hier in Karlsruhe und zwar an einem lauglichen Objekt, festzustellen. Auch hier hatte das Landestheater beabsichtigt, als Aufführung für die zur Entlassung kommenden Volksschüler den ohnehin im Spielplan stehenden „Nathan den Weisen“ zu bringen. Es wurden aber von katholischen Lehrern gegen eine solche Aufführung Bedenken geäußert, mit dem Ergebnis, daß man dann den „Tell“ gab. Auf diese Weise wurde das Theater genötigt, in aller Eile ein Stück herauszubringen, das nicht im gegenwärtigen Spielplan läuft. Übrigens wäre es wünschenswert, wenn möglichst früh die Wahl des Stückes für die Schulentlassung erfolgt, damit nicht wieder, wie diesmal, zwar die Hefte mit dem „Nathan“ an die Schulen hinausgegeben, um als Klassenlektüre behandelt, dann aber, kaum recht begonnen wieder eingefordert werden, weil „man“ dieses Stück für Volksschüler als „nicht geeignet“ erachtet!

42 000 hungernde Schulkinder in Berlin.

Die Schulspeisung der Kinder kommt als Ersatz der Verpflegung in der Familie nur in den Fällen in Frage, wo die häuslichen Verhältnisse so zerrüttet sind, daß niemand für die Kinder sorgt. Meistens kommt aber nur eine Zusatzspeisung in Betracht, die in einem Milchfrühstück ($\frac{1}{4}$ Liter Milch oder Kakaogetränk und ein Brotchen) oder Suppe besteht, das den Kindern, die mit nüchternem Magen zur Schule kommen, bereits vor dem Unterricht gereicht wird. Die Vollverpflegung erhalten außerdem ein zweites Frühstück und ein nahrhaftes Mittagessen, ein Eintopfergericht mit Fleisch und Gemüse. Für reiche Abwechslung in der Speisebereitung ist Sorge getragen und jedes Kind erhält im Durchschnitt eine Portion von $\frac{3}{4}$ Liter.

Welchen Umfang die Berliner Schulspeisung angenommen hat, zeigen die Feststellungen an einem Stichtage (15. Dezember 1928), wo von 358 056 Berliner Schulkindern 59 536 gespeist wurden. Es erhielten erstes Frühstück: 1 940, zweites Frühstück: 48 702 und Mittagessen 8 894. Das entspricht einem Prozentsatz von 16,65. Gegenüber diesen positiven Zahlen beruht der ärztliche Befund unserer Schularztie — 30 v. H. der Kinder sind speisungsbedürftig — auf einer Schätzung. Die Erfahrungen in anderen Großstädten lassen aber diese Zahl als zutreffend erscheinen, sie bedeutet, daß fast ein volles Drittel unserer Schulkinder körperlich geschwächt ist.

Hier offenbart sich die Not der Nachkriegszeit, unter deren unheilvoller Wirkung die schwachen Kinder am verhängnisvollsten getroffen wurden. Es ist selbstverständlich, daß wir alles daran setzen müssen, um diese Schäden an unserer Volkskraft nach Möglichkeit und schnell auszumerzen, aber auch hier zeigt es sich, daß unsere Finanzdecke reichlich kurz ist. Wenn nur 17 v. H. hilfsbedürftiger Kinder betreut werden können, so bleiben nach einwandfreier ärztlicher Schätzung mindestens noch 13 v. H. übrig für die niemand sorgt, die auch weiterhin ohne Frühstück zur Schule kommen und die Schule nach dem Unterricht mit leerem Magen verlassen. 15 v. H. von rund 360 000 Berliner Schulkindern, das sind 42 000 hungernde Kinder in Berlin!

Jugend in Not! Die Anforderungen an den einzelnen werden im Wirtschaftskampfe immer größer, wer sich nicht auf seinem Posten behaupten kann, sinkt hinaus. Immer weiter, bis er die Allgemeinheit belastet. Wie aber soll eine Jugend deren Entwicklungsweg durch Not und Entbehrungen führte, wie sollen Kinder, die vor Hunger und Schwäche zusammenzubrechen drohen, später im Leben vollwertige, schaffende Menschen werden? 30 v. H. unserer Berliner Schulkinder sind es, die diesen Leidensweg ins Leben gehen müssen!

Über zwei Millionen Mark wendet die Stadt Berlin jährlich für die Schulspeisungen auf. An sich ein großer Betrag, allein, was bedeutet diese Summe in einem Milliardenetat, in dem trotz aller Abstriche für manches weniger Lebenswichtige immer wieder die Mittel freigemacht werden. Eine andere Seite der Berliner Jugendverhältnisse zeigt folgende Notiz:

Eine vom Berliner Magistrat in den Schulen angestellte Untersuchung über die gewerbliche Beschäftigung von Schulkindern hat das Ergebnis gehabt, daß 7895 gewerblich tätige Schulkinder in einem Jahre festgestellt wurden. Davon waren 594 Kinder vor Schulanfang, 655 Kinder über vier Stunden täglich, 119 über sechs Stunden täglich und 1155

Kinder mit Sonntagsarbeit beschäftigt. Alle diese gewerblich tätigen Kinder wurden ärztlich untersucht, dabei wurden bei 1547 Kindern nachteilige Folgen ihrer gewerblichen Arbeit festgestellt. Der Magistrat hat beschlossen, durch die Fürsorge dahin zu wirken, daß diese Schulkinder eine gewerbliche Tätigkeit nicht mehr ausüben.

In der „guten alten Zeit“ war es gar nicht so gut.

Erfolgreiche Lebensverlängerung.

Die Grenze unserer Lebensdauer wird immer weiter hinausgerückt. Schon in der Vorkriegszeit war von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine ständige Besserung unserer Lebensansichten festzustellen. Die im Band 401 der „Statistik des Deutschen Reichs“ veröffentlichte neue Sterbetafel bringt wiederum eine ausgiebige Zulage an Lebensjahren, die sogar das aus der Vorkriegszeit gewohnte Ausmaß übertrifft.

Die Verlängerung der Lebensdauer erstreckt sich auf alle Altersstufen vom Säugling bis zum Greis. Die Abnahme der Säuglingssterblichkeit infolge geringerer Kinderzahl und besserer Pflege der Säuglinge zeigt wohl gewaltiger Lebensspielraum da zu gewinnen war. Während zu Beginn dieses Jahrhunderts bereits jeder fünfte Säugling im ersten Lebensjahr wieder vom Tode hinweggerafft wurde, stirbt heute nur noch jeder zehnte im zartesten Kindesalter.

20 Jahre mehr für Neugeborene seit 1871.

Infolge dieser günstigen Entwicklung der Säuglingssterblichkeit und der auch in den späteren Altersstufen zu verzeichnenden Besserung der allgemeinen Sterblichkeitsverhältnisse, wurden die Lebensansichten der Neugeborenen immer günstiger. Nach den jeweiligen Sterbetafeln für das Deutsche Reich beträgt die voraussichtliche Lebensdauer der Neugeborenen:

Sterbetafel für die Jahre	bei männlichen Geschlecht	bei weiblichen Geschlecht
1871/1880	35,6 Jahre	38,5 Jahre
1881/1890	37,2 Jahre	40,5 Jahre
1891/1900	40,6 Jahre	41,0 Jahre
1901/1910	44,8 Jahre	48,5 Jahre
1910/1911	47,4 Jahre	50,7 Jahre
1924/1926	56,0 Jahre	58,8 Jahre

Hatte also der im Zeitraum von 1871—1880 zur Welt gekommene männliche Säugling die Aussicht 35½ Jahre alt zu werden, so werden ihm auf Grund der Sterbetafel von 1924/26 56 Jahre zugesprochen. Das bedeutet eine durchschnittliche Lebensverlängerung der Neugeborenen um volle 20 Jahre, von denen allein 8½ Jahre seit 1910/11 gewonnen wurden.

Beim weiblichen Geschlecht ergeben sich ganz ähnliche Unterschiede. Man kann an den vorstehenden Zahlen auch leicht erkennen, daß das „schwache“ Geschlecht durchschnittlich drei Jahre länger lebt als das „starke“. Die Frauen sind wie jeder Mediziner bestätigt, lebenszähler als die Männer und im großen und ganzen auch geringeren Berufsgefahren ausgesetzt.

Ist man vom Säugling über das Kindesalter hinaus zum Erwachsenen herangereift, so kann man für sein weiteres Leben wiederum mehr erwarten als früher. Ein 20jähriger Mann z. B. hatte nach der Sterbetafel von 1871/80 die Aussicht, durchschnittlich 36½ Jahre alt zu werden nach der von 1910/11 dagegen bereits 65½. Heute werden ihm über 66½ Jahre zugesprochen: volle acht Jahre mehr als in den siebenziger Jahren. War er den mannigfaltigen Todesgefahren bis zum 45. Lebensjahr glücklich entronnen, dann versprach ihm die Sterbetafel von 1871/80 im Durchschnitt noch weitere 21 Jahre, die von 1910/11 23½, während ihm die neue Sterbetafel fast 26 Jahre zugebilligt.

Im Greisenalter sind die Möglichkeiten der Lebensverlängerung, naturgemäß nur noch gering. Immerhin erreichen die 65jährigen heute im Durchschnitt ein Alter von insgesamt 76½ Jahren gegen 75½ vor dem Krieg und 74½ in den 70er Jahren.

Argus.

Der Kulturkampf in Rußland.

Unter dieser Überschrift schreibt die (von unserem Br. Penzig herausgegebene) „Ethische Kultur“ einiges sehr interessante über die religiösen Verhältnisse in Sowjet-Rußland, was eine wertvolle Ergänzung zu dem bildet, was ich hier in der letzten Zeit an einzelnen Berichten konnte. Darüber hinaus aber mag es auch munde unserer Br. nachdenklich stimmen, die da meinen, es genüge bloße politische Macht plus Aufklärung, um die Kirche zu besiegen. Im Gegenteil: überall sehen wir ein Erstarken der kirchlichen Mächte. In Frankreich geht der Kampf um die religiösen Orden, in Deutschland um das Konkordat, in Italien um den Kirchenstaat, in Mexiko um den Landesbesitz der toten Hand, und auch die Modernisierungskämpfe in der Türkei und in Afghanistan darf man wohl in die Rubrik Kulturkampf eintragen. So wird es niemand überraschen, daß auch der Bolschewismus in Rußland sein Verhältnis zur orthodoxen Kirche zu klären hat. Unmittelbar nach der Revolution glaubte er das mit einem Gewaltakt erledigen zu können. Zunächst wurde die Kirche durch Gesetz vom Staate radikal getrennt, dann wurden die revolutionären Freidenker mobil gemacht, tausende von Kirchengebäuden enteignet, tausende von Geistlichen und schließlich sogar die kirchliche Propaganda verboten. Die religiösen Bedürfnisse der Menschenseele mögen gewiß von kulturellen, von ökonomischen und sozialen Bedingungen nicht unabhängig sein: sie liegen aber doch darüber hinaus. Die Organisation einer Kirche mag auch

nicht so mangelhaft sein, ihre geistlichen Träger mögen noch so viel Menschlich-Allzumenschliches an sich haben: der Boden der Mystik, auf dem jede Konfession letzten Endes steht, ist der Boden des Menschenlebens an sich. Und so erlebte denn auch das heutige Rußland, daß selbst ein großer Teil der Arbeiterschaft, die von den großtönenden Redensarten der Bolschewisten nicht satt wird, eine traurige Leere dieses Daseins empfindet. Während noch vor wenigen Jahren die führenden russischen Genossen sehr selbstbewußt davon redeten, daß die Kirche mit dem Wandel der sozialen Verhältnisse in Rußland von selbst absterben werde, müssen sie jetzt beobachten, daß die Kirche an Macht erstarkt. Es sind Arbeiter, die Gelder für neue Kirchenbauten sammeln, es sind Arbeiter, die Geistlichen, Mönche und Nonnen helfen, wenn sie unter dem Deckmantel sogenannter staatlicher „Genossenschaften“ wieder ihre Leute um sich sammeln und die Kirchenräume wieder religiösen Zwecken nutzbar machen.

Daß die Bauern ein noch stärkeres Verlangen nach kirchlicher Einrichtungen und Veranstaltungen haben, versteht man leicht, wenn man daran denkt, daß das Landvolk in aller Welt das konservativste Element auf religiösem Gebiet darzustellen pflegt. Da hört auch die Macht der bolschewistischen Propaganda, sogar die des bolschewistischen Terrors auf. Jetzt kommt hinzu, daß die Sowjetregierung aus wirtschaftlichen Gründen wieder einen schärferen Kampf gegen das Bauerntum führt. Sieht sie doch im bösen Willen der Bauern die Hauptursache für das Versagen der russischen Ernten und für die jährlich wiederkehrenden Hungersnöte. Je mehr aber der Bauer mit seinen elementaren ökonomischen Interessen im Widerspruch zu den Tendenzen der Regierungspolitik gerät, umso weniger ist er auch geneigt, sich auf die kirchenfeindliche Regierungspolitik einzulassen. So kommt zu dem politischen Gegensatz der religiöse verschärfend hinzu. Daraus erklärt es sich, wenn Statins Zeitung, die „Prawda“, heute wieder die Parole zur schärferen kirchenfeindlichen Propaganda ausgiebt. Sie zählt 250 000 Geistliche und 50 000 Kirchen in Rußland, wozu noch unkontrollierbar viele Mönche und Nonnen und heimliche Klöster kommen, sie stellt fest, daß die christlichen Jugendorganisationen schon wieder an Zahl die kommunistischen überholen und nennt die Kirche wieder nicht nur den gefährlichsten, sondern auch den stärksten Feind der Sowjet-Macht. So entbrennt der neue Kulturkampf in Rußland auf der ganzen Linie und wird neben den politischen und wirtschaftlichen Gegensätzen seinen Teil zur letzten Entscheidung über das Schicksal des Bolschewismus beitragen.

Unter der Paneuropa-Flagge.

Im Hotel Kaiserhof fand jüngst die Delegiertenversammlung der Paneuropäischen Union Deutschland statt. Aus diesem Anlaß hatte der Kaiserhof zum ersten Male in Berlin die Paneuropa-Flagge gehißt: eine blaue Fahne, in deren Mitte ein rotes Kreuz auf goldener Sonne schwebt.

R. R. Coudenhove-Kalergi berichtete über seine letzten Verhandlungen in Paris, vor allem über den Stand der Vorbereitungen zum paneuropäischen Wirtschaftskongreß. Er teilte mit, daß am 13. Mai bei Minister Loucheur eine Vorkonferenz stattfindet, an der eine Reihe führender Persönlichkeiten der deutschen, französischen, englischen und belgischen Wirtschaft teilnimmt. Coudenhove schloß mit der Aufforderung, das große Ziel des politisch-wirtschaftlichen Zusammenschlusses der europäischen Staaten jenseits von allen innerpolitischen Gegensätzen unter Führung der Paneuropa-Union durch intensive Aufklärung und Werbung zu fördern.

Argus.

Bücherschau.

Das Jugendbüchlein *Völkerversöhnung*, herausgegeben von J. Ohrtmann. Verlag P. Riechert, Heide i. Holstein.

Zu denjenigen Brn. unserer Großloge, welche ihre Gesinnung auch außerhalb der Loge hervorragend betätigen und der Idee der Völkerversöhnung persönliche Opfer bringen, gehört unser Br. Riechert in Heide (Holstein). Er verlegt nicht nur das Organ der norddeutschen Friedensbewegung „die deutsche Zukunft“ sondern hat jetzt auch eine ausgezeichnete Jugendschrift. „Das Jugendbüchlein Völkerversöhnung“ herausgebracht, welches allen Brn. Lehrern auf das warmste empfohlen werden kann. Es wird im deutschen Unterricht sehr gute Dienste leisten. Der Verfasser J. Ohrtmann, ein erfahrener Pädagoge und eifriger Pazifist, bringt auf 24 Seiten der gut ausgestatteten Schrift viele wertvolle Anregungen für den Unterricht. Der Preis beträgt nur 20 Pfennig.

J. Leonhardt.

Zeitschriftenchau.

Ethische Kultur, Nr. 4. Einen der schlimmsten Ubelstände unserer Zeit berührt Spectator mit „Die Atmosphäre der Gewalt“, das Problem der „Gewaltlosigkeit“ behandelt Eckstein in einer Besprechung des Handbuchs des aktiven Pazifismus, das aktuelle Problem des „Strafvolzuges“ behandelt Kautsch geschichtlich, dem „Verbot des Gaskrieges“ gilt eine weitere kurze Abhandlung, die mit Recht vor jedem Optimismus warnt. Längere Nachrufe sind Bona Peiser und Wilhelm Rein gewidmet.

Panuropa, H. 4. Ein offener Brief an den Präsidenten Hoover eröffnet das Heft, „Atlantis“ von Coudenhove weist auf die Entstehung eines neuen politischen Weltmachtzentrums um den Atlantischen Ozean hin. Panuropa Panamerika. British Empire. W. Meyer gibt ein interessantes Bild von der Bedeutung der Luftfahrt für Zusammenschluß und Frieden. Ewald streift über das Thema „Gibt es einen europäischen Menschen?“ im bejahenden Sinn. Viktor Hugos berühmte Friedensrede zum Pariser Friedenskongreß 1849 bildet den Schluß der Abhandlungen. Wirtschaftskronik. Pressedronik. Buchbesprechungen.

Notiz. Vom 21. Juni bis 14. Juli bin ich verreist. Zu dieser erbitte ich nur ganz dringliche Zusendungen an die Adresse: Schwabach bei Nürnberg, Parkstr. 12. M. S.

„Das neue Freimaurertum“

Zeitschrift des Freimaurerbundes zur aufgehenden Sonne

erscheint jährlich 12 mal und kann nur von Br. Freimaurern aller Lehrenten bezogen werden. — Preis pro Jahrgang 6,— inkl. Versandkosten. — Bestellungen sind zu richten an die

Schriftenverhandlung des F. Z. a. S. Karl Broschinski
Hamburg 33, Waidstraße 66 Postcheckkonto 67359



Logenabzeichen des F. Z. A. S.

empfiehlt aus



eig. Abfertigung

Singe und Sänger in geistig. Sankturbell
Gott 8 u. 14. Götter hoch u. vergötter. Vom Gott
mit der Göttergötter, Göttergötter, Göttergötter, Göttergötter.

St. E. Soffenüber, Göttergötter, Göttergötter, Göttergötter. 21.

Erkenne Dich selbst!

Erkenne die Naturkräfte und Stoffe, von denen Dein Leben, Deine Gesundheit, Deine Arbeit und Genußfähigkeit abhängen!

Wie wirken die Kräfte und Stoffe in unserem Organismus? Wie gleichen die Organe die gegensätzlichen Wirkungsarten harmonisch aus?

„Innenkultur auf biologischer Grundlage“

gibt in gemeinverständlichster Form darauf Antwort, bringt dieses Wissen. — In möglichster Kürze sind darin angegeben: Die Wirkungsweisen 1., der Sonnenstrahlen; 2., der atmosph. Luft; 3., der Nahrungsmittel; 4., der Reiz- und Genußmittel; 5., der Körper- säfte; 6., der Organe (Haut, Sinnesorgane, Muskeln mit dem Herzmuskel, Drüsen-, Nervenorgane, Geistesorgane); 7., die Behandlung des ganzen Organismus von der Geburt an.

Wissen ist Macht! Wissen über sich selbst ist Macht über sich selbst! Verschaffe Euch, I. Br. dieses Wissen!

Das Buch, brosch., ist nur gegen Voreinzahlung von 1,50 RM. direkt zu beziehen vom Verfasser

Br. Georg Hoffmann, Physiolog

Dresden-A 1, Mathildenstr. 43b.

Postcheckkonto 22028 Dresden.

Französischer Bruder, mit dem Sitze in Paris, der alle Zweige der Metallindustrie besucht, wünscht für ganz Frankreich ersklassige deutsche Vertreterungen zu übernehmen. Deutsche Zuschriften und Referenzen nimmt aus Gefälligkeit Br.: Richard Epstein, Prag VII., Veitstr. 57 zwecks Weiterleitung entgegen.